

# Kaukasische Post

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter demselben, d. h. im Anzeigensteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Widwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich vor: 6—7 Abends.

Annahmen von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; — von Bezugsgeldern außerdem: Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande. — B. Bobyleff am Alexandergarten. — in Wladislawsk: bei Frau Seidel, Apothekereienhandlung. — in Noworossisk: in der Buchhandlung „Djelo“, Serebrjakowstraße, im Andrejewischen Hause. — in Nikolajewka bei Chassaw-Zurt: Gebr. Föw's, Buchhandlung. in Chassaw-Zurt: L. Holzke. — Anapa: J. Buch. — in Riga: Buchhandlung E. Bruhns. — Elisabethpol: G. Althausen.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Wjasmańska, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morskaja 11., Warschau, Kräfauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Kasanenstraße 72/73.

Nr. 6.

Sonntag, den 22. Juli (4. August) 1907.

2. Jahrgang.

Inhalt: 1) 100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Russland 1805—1905 (1. Forts.); 2) Politische Rundschau (In- und Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien; 5) Landw. und Gartenbau; 6) Küche und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege; 7) Literatur und Kunst (Rein Dinkel aus Pommern und Reiseindrücke); 8) Kirchliche Nachrichten; 9) Lustige Etc.

## Von der Redaktion.

Wir machen unsere Leser auf den in dieser Nummer in der Abteilung: „Aus den Kolonien“ abgedruckten Aufsatz zum Eintritt in die Helenendorfer Fortbildungsschule aufmerksam. Die Anstalt soll im Herbst dieses Jahres eröffnet werden.

## 100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Russland 1805—1905.

Von Dr. Alfred von Hedenström\*.)

(1. Fortsetzung.)

Kaiser Nikolai I war seiner Überzeugung nach Autokrat und Soldat. Das ganze staatliche, kirchliche und gesellschaftliche Leben seines großen Reiches sollte sich in den Formen militärischen Dienstes vollziehen. „Ich betrachte“, sagte er einmal als Kaiser, „das ganze menschliche Leben nur wie einen Dienst, denn jeder dient, viele freilich nur ihren Leidenschaften, und denen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum seinen Neigungen. . . Hier ist Ordnung, strenge rücksichtslose Gesetzmäßigkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt alles und fügt sich alles an einander und ineinander. Hier befehlt niemand, ehe er gehorchen gelernt hat. . . Hier allein sind

keine Phrasen, ist also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Hier hilft auch kein Verstellen und Täuschen, denn Jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist mir so wohl unter diesen Männern, und darum werde ich auch immer den Soldatenstand in Ehren halten. In ihm ist alles Dienst, und auch der höchste Befehlshaber dient“. Im Prinzip war er Reformen nicht abgeneigt. Aber die große Armee, als welche ihm sein Volk erschien, sollte alle geistigen und wirtschaftlichen Bewegungen nur auf Kommando und genau in der vorgeschriebenen Weise machen. Alles soziale Übel erschien ihm nur als eine Folge des Ungehorsams gegen seine Befehle, und er kannte nur ein Heilmittel: mehr Disziplin. Inbezug auf die Frage der Konstitution nahm Nikolai I denselben Standpunkt ein, den noch heute ein großer Teil der russischen Gesellschaft vertritt. Er erkannte die logische Berechtigung sowohl der Autokratie, als auch der Republik an; ganz unverständlich war ihm aber die Idee der konstitutionellen Monarchie. Die blutigen Morgenstunden des 14. Dezember 1825, des Tages seiner Thronbesteigung, die polnische Revolution 1830/31 haben ihn in dieser Überzeugung nur bekräftigt. 30 Jahre lang hat er jede liberale oder liberal scheinende Bewegung in Russland aufs energischste bekämpft; da er in ihr ein Ausfludern der Ideen der Defabristen zu sehen glaubte. „Ce sont mes amis du quatorze“, pflegte er in solchen Fällen zu sagen. Die Bedeutung, welche Volksvertretung, Selbstverwaltung und eine unabhängige Presse für einen jeden Staat haben, erkannte auch Nikolai I. Da sie sich aber in sein System polizeilicher Bevormundung nicht einfügen ließen, so glaubte er sie durch eine besondere Institution ersetzen zu müssen, welche unabhängig von der örtlichen Administration über alles und jedes den Monarchen direkt unterrichten konnte und sollte. Es war dies „die

\*) Aus der „Rig. Rundschau“. — Die Redaktion.

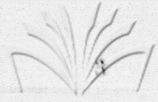
III Abteilung Seiner Kaiserlichen Majestät Privatkanzlei“. Hier liefen die Fäden der Geheimpolizei des ganzen Reiches zusammen, deren offizielle Vertreter, das Gendarmeriecorps, „die blauen Offiziere“, überall, sowohl vom Gouverneur, als vom kleinen Mann gefürchtet wurden. Ein Zeitgenosse Nikolais I, der Dichter Gogol, hat bekanntlich in seinem „Revisor“ eine scharfe Kritik über die bürocratische Mißwirtschaft seiner Zeit gefällt. Kaiser Nikolai hat die öffentliche Aufführung der Satyre nicht nur gestattet, sondern ihr auch beigewohnt und herzlich mitgelacht zur Verzeihung des Dichters, der einen ganz anderen Eindruck erwartet hatte. Der Schluß des Lustspiels, das Erscheinen des Vertreters der III Abteilung als *deus ex machina*, mußte aber den Kaiser mit der Tendenz des Stückes versöhnen. Der echte Revisor, mochte? sich der Zuschauer denken, wird jetzt ein furchtbares Strafgericht über die Tschinowniks abhalten und die Sonne der Gerechtigkeit wieder aufgehen lassen in der kleinen Kreisstadt fern von Petersburg und fern von Westeuropa.

Von den Führern der Dekabristen war nur einer durch Zufall der Verfolgung entronnen, Nikolai Turgenjew, der in *contumaciam* zum Tode verurteilt wurde. Als Emigrant hat er seine politischen Ideale literarisch zu verteidigen gesucht. 1847 veröffentlichte er in Paris „*La Russie et les Russes*“, das unter anderem auch ein praktisches Reformprogramm für Rußland enthielt. 1856 durfte er in sein Vaterland zurückkehren, wo ihm als Preis die Genugthuung zu Teil wurde, daß sein Reformprogramm in fast allen wesentlichen Punkten von der Regierung verwirklicht wurde. Andere Gesinnungsgenossen der Dekabristen, die nicht gefaßt waren, verleugneten oder veränderten ihre politische Überzeugung und schlossen ihren Frieden mit dem absolutistischen System Nikolais I, so Puschkin, so auch Speranski. Umgekehrt unternahm Barrot, der 1805 Alexander I gegenüber als Gegner des Konstitutionsgedankens aufgetreten war, in einer Denkschrift an den Kaiser v. 8. Sept. 1830 und in mehreren Briefen die Verteidigung der Idee der Volksvertretung, deren Einführung in Rußland er jetzt für zeitgemäß erachtete. Erreicht hat Barrots Freimut nichts. Die konstitutionelle Bewegung blieb tot. Nur zum Schluß der Regierung Nikolais I im Mai 1849 erregte die Entdeckung der sogenannten Petraschewskischen Verschwörung ein gewisses Aufsehen in Petersburg. Tatsächlich handelte es sich nicht um eine Verschwörung, sondern um einen literarischen Zirkel, deren es damals mehrere in den beiden Hauptstädten gab, oder um eine Art von politischem Debattierklub. Die Teilnehmer, junge Beamte aus den besten Kreisen, hatten rein theoretisch Politik getrieben, über die Vorzüge der konstitutionellen Monarchie oder der demokratischen Republik gestritten, unter anderem die Theorien der französischen Sozialisten Fourier und Proudhon studiert und sich mehr oder weniger für sie begeistert. Das einzige Verbrechen, das den jungen Leuten zur Last gelegt werden konnte, war eigentlich nur die Lektüre verbotener Bücher. Sie haben dafür schwer büßen müssen. 21 von ihnen wurden zum Tode verurteilt. An Pfählen gebunden standen im Januar 1850 die „Petraschewzy“ dem Exekutionskommando gegenüber, welches bereits die Gewehre auf sie gerichtet hatte. Vor dem Kommando „Feuer“ ertönte Trommelwirbel. Sie wurden zu verschiedenen Strafen begnadigt. Einer von ihnen, der später so bekannte Schriftsteller Dostojewski, wanderte nach Sibirien ins „Tote Haus“, ein ande-

rer, ein junger Jurist, in den Kaukasus als gemeiner Soldat für Lebenszeit. Letzterer spielte oft Karten mit seinen Offizieren und verlor große Summen an sie. Für „Tapferkeit“ wiederholt zum Georgskreuz und zur Beförderung zum Offizier vorgeschickt, erhielt er endlich die ersuchte Ernennung und damit die Möglichkeit der „Überführung aus dem Militärresort in das Justizministerium“. Als Schreiber dieser Zeilen in den 90er Jahren die Ehre hatte, in seinem Hause zu verkehren, war er Vicepräsident eines Bezirksgerichtes und — wohl aus Dankbarkeit für die Karten, die einst sein Schicksal günstig gewandt — der beste Wintspieler im ganzen Gouvernement. Und es war ein ruhiges Gouvernement in Zentralrußland, wo die fähigsten Leute die Befriedigung ihres Ehrgeizes am grünen Tisch zu finden verstanden.

Trotz des theoretischen Wunsches Nikolais I nach zeitgemäßen Reformen gab es während seiner 30-jährigen Regierung keinen Fortschritt in Rußland, sondern Rückschritt auf allen Gebieten; trotz der vielen „blauen Offiziere“, die Gesellschaft und Bürokratie kontrollierten und auf Ordnung sahen, gab es keine Ordnung, sondern überall Unordnung. Das politische Staatsexamen, zu dem die Eroberungspolitik Nikolais I notwendiger Weise führte, der Krimkrieg, wies das in so überzeugender Weise nach, daß der Ruf nach Erneuerung des Reiches durch die ganze russische Gesellschaft ging. Kaiser Alexander II brach mit dem Regierungssystem seines Vaters und stellte sich selbst an die Spitze der Reformbewegung. Mit ihr entstanden wieder die alten Bestrebungen nach Einführung einer Konstitution in Rußland, deren Vertreter die „Sapadniki“ wurden, welche in einer Übertragung westeuropäischer liberaler Institutionen das Heil ihres Vaterlandes zu sehen glaubten. Andererseits verwarfen ihre Gegner, die Slavophilen, wohl die Idee einer Konstitution, nicht aber die einer Volksvertretung mit nur beratender Stimme in der Art des alten Moskauer „*Semski Sobor*“. Schon bei der Beratung der Agrarreform in Gouvernementskomitees und Adelsversammlungen wurde von liberalen Gutsbesitzern der Wunsch nach einer Konstitution geäußert, gewissermaßen als Entgelt für die bevorstehende Einbuße an Rechten durch die von der Regierung beabsichtigte und von ihnen im allgemeinen Interesse auch gewünschte Aufhebung der Leibeigenschaft. Es ist dies derselbe Gedanke, der auch in der Zeit Alexanders I ausgesprochen worden war und jetzt teilweise in der Form von Adressen an den Kaiser zum Ausdruck kam.

Eine große Wirkung auf ganz Rußland übte damals die von Alexander Herzen in London herausgegebene Zeitschrift „*Kolosol*“ aus, ein allgemeiner Sprechsaal für liberale und radikale Reformprojekte, welche trotz des Verbotes oder vielleicht gerade deswegen in sehr weite Kreise drang. Mit unter dem Einflusse dieses Blattes dauerte die konstitutionelle Bewegung auch nach der Durchführung der Agrarreform des Jahres 1861 im Adel fort und äußerte sich in lokaler Form in Adressen von Adelsversammlungen an den Kaiser, die durch den Hinweis auf die drohende Katastrophe, falls die Regierung nicht nachgeben sollte, an die Semstwodoklationen der Jahre 1904 und 1905 erinnern. 1863 war Kaiser Alexander II für die Idee der Konstitution gewonnen worden, nur war er sich nicht klar über den Zeitpunkt der Einführung. In den Selbstverwaltungsgesetzen für Stadt und Land, die gerade damals im liberalen



Sinne projektiert wurden, sah er die Schule für die künftigen Volksvertreter.

In demselben Jahr wurde nach langer Zeit wieder der fünfländische Landtag berufen; in der Thronrede betonte der Kaiser die Bedeutung und den Nutzen konstitutioneller Einrichtungen. Am Ende des Jahres 1867 trat aber ein Umschwung ein infolge der Wendung, welche trotz des liberalen Programms der Regierung die polnische revolutionäre Bewegung nahm. Das russische Nationalgefühl war durch Polens Haltung entflammt worden, und die jetzt einsetzende patriotische Gegenströmung der Slawophilen riß weite Kreise mit sich fort. Katkow löste Herzen ab. In den oberen Regierungskreisen war von einer Verfassung weiter nicht die Rede. Die liberalen Reformprojekte der „Sapadniki“ wurden im konservativen Sinne beschnitten. Die Hoffnungen, welche die Liberalen in bezug auf die Förderung konstitutioneller Bestrebungen auf die 1864 geschaffenen provinziellen Selbstverwaltungsorgane, die Semstwo oder Landschaften, setzten, erfüllten sich zunächst nicht. Im Gegensatz zu vielen Adelsversammlungen wurde der Konstitutionsgedanke in den Landschaftsversammlungen nicht angeregt. Eine Ausnahme machte nur die Petersburger Semstwo, welche von Anfang an in Feindschaft mit der Bureaucratie lebte, die es an Repressalien gegen die konstitutionell geimmten Führer der Landschaft nicht fehlen ließ. Erst in den 70er Jahren ging die konstitutionelle Bewegung auf die Semstwo über, und zwar, als von ihnen der Versuch gemacht wurde, ein gemeinsames Vorgehen der verschiedenen Landschaften in allgemeinen Fragen zu organisieren und die Regierung solches strikt verbot. Infolgedessen fanden periodisch geheime Kongresse von Semstwoelegierten in Kijew, Moskau und Charkow statt, auf welchen unter anderem auch über Mittel und Wege zur Einführung einer Konstitution beraten wurde. Der gefährlichste Gegner entstand aber den liberalen Bestrebungen zur selben Zeit in der revolutionären Bewegung, die 1873 in größerem Maßstabe begann und 1878 rein terroristisch wurde. Die Regierungspolitik wurde durch sie immer mehr in das reaktionäre Jahnwasser der slawophilen Partei getrieben. Die Erregung und Empörung, welche die Attentate der „Nihilisten“ auf die Person des Monarchen selbst in ganz Rußland hervorriefen, fanden auch in Resolutionen und Adressen der liberalen Semstwo von Iwer, Charkow, Poltawa, Tschernigow u. a. ihren Ausdruck. Sie betonten aber dabei, daß die Gesellschaft, durch Polizei und Zensur an Händen und Füßen gefesselt, nicht imstande sei, zusammen mit der Regierung den Kampf gegen die revolutionäre Bewegung zu führen und wiesen auf die Notwendigkeit zeitgemäßer Reformen hin: Konstitution oder, was die Gemäßigteren wünschten, nur Kontrolle der Administration durch gewählte Volksvertreter, Gewissensfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit. Es geschah zunächst aber das Gegenteil. Neue terroristische Akte veranlaßten 1879 die Regierung, Rußland in 6 Generalgouvernements einzuteilen, deren Leiter, mit diktatorischen Vollmachten ausgestattet, die revolutionäre Bewegung ausrotten sollten. Da damals, wie später, in Regierungskreisen fast allgemein die Überzeugung herrschte, daß jeder konstitutionell Gesinnte ein Verbündeter der Sozialrevolutionäre sei, so führte die Tätigkeit der 6 Generalgouverneure in praxi vornehmlich zu Repressalien gegen die politischen Bestrebungen der Landschaften und zur Einschränkung ihres gesetzlichen Wirkungskreises. Dadurch wurde natür-

lich nichts gebessert und in Kreisen, welche die terroristische Tätigkeit aufs schärfste verurteilten, Erbitterung gegen die Regierungspolitik hervorgerufen. Im Februar 1880 trat zu spät ein Umschwung ein; die Regierung beschritt den Weg der Reformen, der auf die Berufung einer Volksvertretung hinauslaufen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Politische Rundschau.

### Inland.

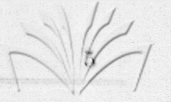
Zur äußern Lage. Die „Nowoje Wremja“ brachte unlängst eine Zuschrift voller Angriffe gegen das russisch-französische Bündnis. Da wurden Frankreich allerlei Vorwürfe gemacht, weil seine Leiter erklärten, „keine Duma, kein Geld“, weil sie deutsche Liederdichter und Sänger ausgezeichnet haben, weil sie die russische Regierung wer weiß wie lange, auf Antworten warten lassen, und kurz und gut, der Schluß lautete, sollte sich wider Erwarten zeigen, daß die Sache nicht mehr gut zu machen ist, „so können wir mir schweren Herzens, aber ruhigen Gewissens eingestehen, daß das französisch-russische Bündnis der Vergangenheit angehört, und unsere Blicke einer anderen Seite zuwenden“. In einer besonderen Notiz hat das gen. Blatt noch hinzugefügt, so schwer auch Rußlands Lage augenblicklich sei, es werde sich niemandem aufdrängen, und seine Politik könne jederzeit nur frei und einer Großmacht würdig sein. — Die französische Presse äußerte sich zu diesen Ausfällen der verbreitetsten russischen Zeitung sehr verschieden. Die einen spotteten darüber, daß Rußland nun plötzlich alle Schulden den Franzosen bezahlen werde, jedoch diese in die peinliche Lage versetzt werden könnten, nicht zu wissen, wozu mit dem vielen Gelde; andere unterzogen die russische Wehrkraft einer herben Kritik, wieder andere redeten den Russen freundlich zu, an dem Bündnis nicht zu rütteln, welches den Interessen beider Staaten aufs lebhafteste entspricht, usw. Viel bemerkt wird ein Zeitartikel des Temps, der sich sehr eingehend mit den Ausfällen der Nowoje Wremja befaßt, und der offenbar bezweckt, die durch den Artikel in Frankreich hervorgerufene Verstimmung zu beschwichtigen. Der Temps gibt zu, daß man es mit einer psychologischen Krise zu tun habe, deren Ursachen er frei und offen erörtern will. Fehler seien auf beiden Seiten begangen worden. Auf französischer Seite beging das Kabinett Combes die Taktlosigkeit, Rußland im Augenblicke seiner ersten Niederlage merken zu lassen, daß es von Frankreich nichts zu erwarten habe. Später ließ man durch den französischen Botschafter in Petersburg dem russischen Minister des Aeußern, Herrn Iswolski, Ratschläge über die Leitung der inneren Politik Rußlands erteilen und den Botschafter Bompard eine Studienreise durch die russischen Industriebezirke vornehmen, die beinahe wie eine Kontrolle ausjah und Rußland notgedrungen verlegen mußte. Obendrein beschränkte man sich im französischen Kriegsministerium auf ganz oberflächliche Mitteilungen über die französische Militärbereitschaft, und all das weckte den Anschein, als vernachlässigte man den Bundesgenossen. Die russischen Staatsmänner bewahrten dabei eine allzu große Zurückhaltung, statt es zu einer offenen Aussprache zu bringen. Die Idee des früheren Präsidenten der Republik, Doubet, einen hohen französischen Offizier direkt dem Zaren zu attachieren, der seinerseits einen russischen Offizier nach Paris entsendet hätte, sei in Petersburg freundlich aufgenommen worden, wurde aber von Herrn



Fallières nicht weiter verfolgt. Die Anhänger Deutschlands am Zarenhofe hätten also leichtes Spiel gehabt, und die Bestimmung Frankreich gegenüber sei auch durch die Ueberfindung des Andreas-Ordens an Herrn Fallières nicht beseitigt worden. Der Temps gelangt zu dem Schlusse, daß Rußland nicht minder der französischen Allianz bedürfe, als Frankreich der russischen, wie dieses erst auf der Konferenz von Algiciras wieder deutlich zu Tage trat. „Um einen friedlichen Wert zu haben, müssen die Bündnisse einen militärischen Wert haben. Ein Blick auf die Karte Europas genügt, um zu erkennen, daß in einem Kontinental-Kriege Rußland instande wäre, einen Teil der Streitkräfte unserer Gegner zu immobilisieren — und umgekehrt. Die französisch-russische Allianz ergibt sich nach dem Worte Bismarcks aus der Natur der Dinge. Wenn sie schlecht funktioniert, liegt es nicht an den Dingen, sondern an den Menschen. Durch die Schuld der Menschen hat sie nicht immer das in der Vergangenheit ergeben, was man erwartete, so namentlich im Herbst 1903, als wir nicht verstanden, unsere Verbündeten auf der abschüssigen Bahn des Krieges aufzuhalten. Durch die Schuld der Menschen ist sie gegenwärtig ungerechten Kritiken und einer scheinbaren Erkaltung ausgesetzt. Diese Gefahr wird auf beiden Seiten leicht zu beschwören sein.“ — In der „Tägl. Rundschau“ (Berlin) schreibt Graf Richard von Pfeil, ehemals russischer Offizier: „Welchen Zweck das die russische öffentliche Meinung leitende Blatt mit diesen Angriffen verfolgt, ist noch nicht bestimmt zu erkennen. Unrichtig ist jedenfalls die Auffassung derer, welche meinen, es solle eine neue Anleihe vorbereitet werden. Wo hat man je gehört, daß der Geldbedürftige dem gegenüber, dessen Kasse er in Anspruch nehmen will, unhöflich begegnet und ihm Vorwürfe macht. Weit eher ist zu glauben, daß man in gewissen russischen Kreisen zu der Ansicht von der Nutzlosigkeit des französischen Bündnisses gelangt ist, das, sowie es seinen eigentlichen Zweck nicht mehr erfüllt, für Rußland ein Hemmschuh ist. Nicht allein in der Nowoje Wremja findet man jetzt Beschwerden gegen Frankreich, wenn auch nicht in so scharfer Form. Namentlich wird das Verhältnis der französischen Regierung zur Kirche getadelt. Man muß auf die russische Stimmung bei Abschluß des Bündnisses unter Kaiser Alexander III zurückgreifen. Sehr richtig schrieb hierüber der russische Gelehrte Demtschinski, der sich auch der besonderen Gunst Alexander III erfreute. Er legt dar, daß der Kaiser durch seine Ratgeber zu dem Bündnis mit der Republik gedrängt wurde, dem der Selbstherrscher, im Grunde genommen, nicht geneigt war. Man traute damals der Friedensliebe Deutschlands nicht so wie heute, und Frankreich drängte zum Abschluß. Der gemeinsame Nutzen, nicht Herzensempfindungen hätten die beiden Völker vereinigt. Dieser „gemeinsame Nutzen“ besteht in den Augen vieler hochgebildeter Russen nicht mehr, auch solcher, die einst mit Begeisterung in die Klänge der Marschallaise eingeschimmt hatten. Sie fragen sich, was Frankreich ihnen im japanischen Kriege genutzt habe, wo es Rußland in schwerster Lage ganz seinem Schicksal überließ, ohne auch nur einen Finger zu dessen Gunsten zu erheben, und fragen sich namentlich, wo jetzt der gemeinsame Nutzen sei. Daß Rußland von Deutschland nichts zu befürchten habe, scheint ihnen allmählich, wenn auch recht spät, klar geworden zu sein. Sagt doch schon erst die Nowoje Wremja, indem sie Deutschlands jetzige Zurückhaltung in Marokko, die Anerkennung des berechtigten russischen Einflusses in der Türkei, die sich be-

fernden Beziehungen Deutschlands zu England, das gute Verhältnis mit Dänemark hervorhebt: „Alle diese neuesten Vorgänge beweisen besser, als alles andere daß Deutschland weit entfernt ist von einer Einmischung in die Interessen der ihm benachbarten großen oder kleinen Staaten“. Frankreichs Freundschaftsbund mit England ist beim besten Willen nicht geeignet, in Rußland Begeisterung zu erwecken, um so mehr, als sich die angebahnten russisch-englischen Abmachungen nur recht langsam zu entwickeln scheinen. Auf der Balkanhalbinsel hat Rußland bisher niemals den Nutzen des französischen Bündnisses verspürt, und die einzige bisher bundesfreundlich fließende Quelle, die des baren Geldes, scheint versiegt zu sein, was nicht zur gegenseitigen guten Stimmung beiträgt. Man muß sich aber, um gerecht zu sein, auch fragen, was denn Frankreich bisher von dem Bündnis gehabt hat. Aus den oben-erwähnten Worten Demtschinskis sehen wir, wie Alexander III darüber dachte, was für Frankreich wenig schmeichelhaft ist, und die „Nowoje Wremja“ versichert eben erst, das damals ganz vereinzelt Frankreich habe allein Rußland wieder seine Bezeichnung unter den Großmächten zu danken. Frankreich wird schließlich dieser Ansicht zustimmen, und da bleibt schließlich wenig von dem erträumten Nutzen des Bündnisses übrig, denn daß Rußland Frankreich zu Elsaß-Lothringen verhelfen werde, glaubt dort wohl kein vernünftiger Mensch mehr. Auch die russische Besorgnis um die in Frankreich entstehende Verlegenheit, sein Geld anzulegen, wenn dort plötzlich alle russischen Schulden bezahlt würden, dürfte man kaum in Frankreich teilen. Kurzum, man sucht vergebens nach Freundschaftsbeweisen zwischen den beiden Mächten und kommt zu dem Schluß, daß die mit so glücklicher gegenseitiger Hingebung begonnene Ehe schließlich keine glückliche geworden ist, so daß der eine Teil sich bereits fragt, ob eine Scheidung in Freundschaft nicht einem unfreundlichen Zusammenleben vorzuziehen sei, durch welche beide Teile wieder volle Handlungsfreiheit gewinnen würden. Diese Scheidung will die „Nowoje Wremja“ mit ihren Betrachtungen einleiten.“

Die „Bosnische Zeitung“ sagt ungefähr dasselbe und schließt ihre Betrachtungen mit folgenden Worten: „Ein jegliches hat seine Zeit, und wenn die Anzeichen nicht trügen, ist die Zeit des russisch-französischen Bündnisses in der Tat vorüber. Vielleicht, daß es nicht aufgelöst wird, sondern allmählich versumpft. Mit aller Welt kann man nicht verbündet sein, und neue Verträge schwächen die alten. Das Bündnis Frankreichs mit Rußland war auf den Krieg gegen Deutschland berechnet. Da aber Frankreich sich neuerdings mit Staaten verbündet hat, die Rußland als seine Gegner anzusehen nicht umhin kann, müssen sich die Konsequenzen auf die Dauer von selbst ergeben. Jedenfalls beginnt es von der „Einkreisung Deutschlands“ still zu werden. Auch zeigt die Besserung der Beziehungen zu Paris und London, daß man dort die Ansicht für verfehlt hält, ein Staat, wie das Deutsche Reich, könne als *quantité négligeable* behandelt werden. Die Gruppierung der Mächte, die eine zeitlang Deutschland ungünstig schien, kann sich schneller zugunsten Deutschlands ändern, als die Schwarzseher sich träumen ließen.“ — Ebenso wie die französische Regierung im Temps gegenüber der zu heftig vorgehenden eigenen Presse einen verständlichen Ton anzuschlagen für gut fand, ist jetzt auch von der russischen Regierung eine Absage an die „Now. Wr.“ erfolgt. Der Petersburger Korrespondent des „Matin“ telegra-



bleibt nämlich seinem Blatte: „Ich bin durch das Ministerium des Äußeren autorisiert, so kategorisch als irgend möglich zu erklären, daß die „Nov. Wr.“ allein die Verantwortung für den Artikel trägt, den sie über die französisch-russische Allianz veröffentlicht hat. Niemals und auf keine Weise ist sie autorisiert worden, dergleichen zu schreiben, niemals hat sie ihre Inspiration dazu aus einer offiziellen Quelle geschöpft. Diese Erklärung wurde mir gegenüber mit Energie und auch im Tone der Enttäuschung abgegeben. Die Idee, daß man in Frankreich nur einen Augenblick lang hat glauben können, die russische Regierung, die in der französisch-russischen Allianz die Basis für ihre auswärtige Politik erblickt, habe solche Angriffe inspirieren können, hat hier mehr Erregung verursacht, als der Artikel selbst. Dieser Artikel, sagt man mir, hat die Presse aufgeregt, aber nicht die Regierungen“. Wie man sieht, halten es beide verbündete Regierungen nicht für gut, das alte Vertragsverhältnis abzuändern, aber die heftigen Angriffe der beiderseitigen Presseorgane lassen es doch unzweifelhaft erscheinen, daß die alte Intimität nicht mehr besteht.

Um sich ein zutreffendes Bild davon zu machen, wie viel französisches Kapital in Rußland vertreten ist, geben wir nachstehend, nach der Stg. „Ruß“, einige Angaben wieder, welche dem vom französischen Handelsministerium herausgegebenen statistischen Bulletin über in russischen Fabrik- und Handelsunternehmen untergebrachte französische Kapitalien entnommen sind. In Staatspapieren stecken 6900 Millionen Franken, in Fabrik- und Hüttenwerken 792 Mill. Fr., in Handelsunternehmungen 49 Mill. Fr., in Kreditanstalten 18 Mill. Fr., in Immobilien 17 Mill. Fr. Die größten Summen wurden untergebracht in Moskau, St. Petersburg, Kiew, Odessa, Charkow und Sewastopol. In den mit französischem Gelde arbeitenden Fabriken verteilen sich die Summen folgendermaßen: in Südrußland stecken in verschiedenen Unternehmen gegen 300 Mill. Fr., im Zarum Polen 180 Mill., im Petersburger Rayon 25 Mill. und in den übrigen Orten Rußlands 45 Mill. Rbl.

**Zur inneren Lage.** Hier ist wenig Neues zu melden. Das Unterrichtsministerium hat temporäre Regeln über das Vereins- und Versammlungsrecht der Studenten veröffentlicht, in denen man eine Beschränkung der den Universitäten gewährten Autonomie erblickt. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Treiben an unseren Hochschulen, trotz der in letzter Zeit scheinbar eingetretenen Besserung, viel zu wünschen übrig läßt. Ob aber durch die neuen Regeln der revolutionäre Geist, welcher einen großen, vielleicht den überwiegenden Teil der Studenten erfaßt hatte, nun als gebannt zu gelten hat, bleibt dahingestellt. — Das geistliche Ressort macht wieder von sich reden. Es ist dieselbe Unbuddsamkeit von früher, welche aus seinen jüngsten Äußerungen spricht. Ein Gutachten erklärt, die Kinder aus Mischehen müssen unbedingt nach wie vor nach orthodoxem Ritus getauft werden, während das andere den Landgeistlichen unterzagt, die Bauern bei der Begründung wirtschaftlicher Genossenschaften zu unterstützen und anzuwenden. Zu diesem zweiten Gutachten bemerkt die „Pet. Stg.“: „Der einzige halbwegs gebildete Mensch, der im Dorf lebt, dessen Bedeutung jetzt, bei fortschreitender Vernichtung des Großgrundbesitzes noch größer werden wird denn bisher, wird gewaltsam daran gehindert, einen Kulturfortschritt zu fördern! Und das auf Grund einer

mißverständenen Bibelstelle.“ — Der für die nächste Zeit in Aussicht genommene Kongreß der Kadetten ist ebenfalls vertagt worden. — Eine für uns Deutsche betrübende Nachricht bringt die „Odessaer Stg.“: „Der Südrussische deutsche Verein in Odessa hatte sich vor einiger Zeit an das Ministerium der Volksaufklärung mit dem Gesuch gewandt, die Eröffnung einer Mittelschule für Mädchen in Odessa mit teilweise deutscher Unterrichtssprache zu genehmigen. Dieses Gesuch ist nun vom Ministerium abschlägig beschieden worden. Gleichzeitig hat das Ministerium die Verwaltung des Odessaer Lehrbezirks davon in Kenntnis gesetzt, daß gegenwärtig die Frage der Verbreitung von Schulen mit dem Unterricht in fremden Sprachen in den Vordergrund gerückt ist und daß beabsichtigt wird, solche Schulen überall im Reiche zu eröffnen. Diese Frage wird in nächster Zukunft auf allgemein gesetzgeberischem Wege erledigt werden, weshalb das Ministerium es nicht für möglich erachtet, in gesetzgeberischer Ordnung vereinzelt Gesuchen Folge zu geben.“ — Befriedigung dürfte bei unseren Weinbauern die jüngste Verordnung des Finanzministeriums erwecken, nach welcher den Weinbauern Rußlands in allen Weinbaugegenden das Recht des Verkaufs russischer Traubenweine überall in den Kronsbrennweinhandlungen unter folgenden Bedingungen zu gewähren ist: 1) Der Verkauf zu den auf der Etikette angegebenen Preisen (nebst Angabe der Weinbauern auf diesen Etiketten) erfolgt unter Entrichtung einer Kommissionsgebühr von 5 pCt. vom Verkaufspreis. 2) Die Genehmigung des Verkaufs von Wein in diesen oder jenen Kronsbrennweinhandlungen hängt vom Gutachten der Akziseverwalter ab, wobei die örtlichen Bedingungen und die räumlichen Verhältnisse der einzelnen Kronshandlungen zu berücksichtigen sind. Den Akziseverwaltern steht das Recht zu, sowohl die Zahl der Personen, deren Wein zum Verkauf in den Monopolläden zugelassen wird, zu beschränken, wie auch diejenigen Firmen oder Personen zu wählen, denen überhaupt gestattet wird, ihren Wein durch Vermittlung der Monopolläden zu verkaufen. 3) Die Verantwortung für die Güte des Weins während der Zeit, da der Wein sich in den Monopolläden befindet, ruht auf dem Eigentümer des Weins, der auf eigene Kosten bei den Monopolläden besondere Räume und Vorrichtungen zum Aufbewahren des Weins unter den erforderlichen Bedingungen und bei entsprechender Temperatur einrichten kann. — Aus dem Parteileben wäre zu bemerken, daß die Aussichten auf einen Zusammenschluß der Oktobristen mit den Kadetten geringer geworden sind, namentlich seitdem die Regierung durch ihre Leiberorgane hat durchblicken lassen, man beabsichtige einige Führer der Oktobristen mit Ministerportefeuilles zu beehren, für den Fall, daß ihre Partei von einer Verschmelzung mit den Kadetten absehen würde. Ob die Oktobristen sich dadurch in ihrem Urteil werden beeinflussen lassen, ist allerdings noch sehr die Frage. Die „Pet. Stg.“ warnt vor einem übereilten Schritte in dieser Hinsicht; ihr liegt die Bildung eines starken national-liberalen Zentrums mehr am Herzen, als alle äußeren Ehrungen der ungeliebten Partei. — Die linken Parteien zeigen immer mehr der Ansicht zu, daß sie an den Wahlkämpfen teilnehmen müßten; die Duma zu boykottieren halten die meisten Komites für nicht zweckentsprechend. — Die äußerste Rechte, die „wahrhaft-russischen Männer“ gefallen sich darin, Heiligenbilder aus Jerusalem zu verschreiben, um sich derselben bei ihren Aufzügen zu



bedienen, die sie zu Beginn des Wahlkampfes gewiß in noch größerer Zahl als zuvor veranstalten dürften. — Die Stimmung im Innern wird von A. A. Stolypin in der „Kov. Vr.“ folgendermaßen charakterisiert: „Ich habe ein paar Wochen auf dem Lande verbracht, und jetzt fragen mich meine Bekannten: „Nun, wie ist dort die Stimmung?“ Ich stelle dieselbe Frage in bezug auf die Stadt. Und beiderseits zucht man die Achseln und antwortet: es ist nichts los. Die Leute sind auseinandergefahren, die Leute haben es heiß, den Leuten ist alles gleichgültig — so sieht es in der Stadt aus. Das Volk ist mit der Heuernte beschäftigt, das Volk freut sich über den Regen — so sieht es im Dorfe aus.“

#### Ausland.

**Deutschland.** Die Ankündigung der preussischen Thronrede, daß dem Landtage eine neue Ostmarkenvorlage zugehen werde, hat die Polen in lebhafter Erregung versetzt, die besonders in dem Verhalten ihrer Presse zum Ausdruck gelangt. Der Schwerpunkt der Vorlage liegt darin, daß der Anleihekommision das Enteignungsrecht erteilt werden soll, falls nationale Rücksichten dies notwendig erscheinen lassen.

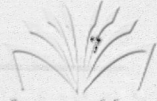
Staatssekretär Dernburg hat seine Afrikareise angetreten. Zunächst bezieht er sich nach Neapel, um dort den Dampfer nach Deutsch-Ostafrika zu besteigen. Seine Reisepläne werden von einem Berliner Mitarbeiter der „Mecklenburger Nachrichten“ folgendermaßen skizziert: Nicht um eine der herkömmlichen im Galopp absolvierten Inspektionsreisen mit dem üblichen Vorbereitungen an tausend „Poteminschen Dörfern“ handelt es sich, auch um keine der gewöhnlichen Informationsreisen, mit der Vorstellung der Beamten des Außendienstes als Hauptsache. Sondern Dernburg reist mit einem ganz bestimmten, begrenzten wirtschaftlichen Programm. Es gilt vor allem festzustellen, wo der Hebel anzusetzen wäre, um uns dringend benötigte Rohprodukte in größeren Massen zu liefern; eine Aufgabe, die der einzelne Beamte oder Pflanzer in seinem kleinen Kreise nicht so lösen kann wie der oberste Chef, dem jede Auskunft geboten wird, der selbst den praktischen Blick des Großkaufmanns hat und überdies von einer Anzahl sachverständiger Herren unserer Industrie begleitet wird. Auf diese Begleitung kommt es ihm besonders an, nicht auf einen Stab von Journalisten, wie gegenwärtige Blätter schreiben. Er will feststellen, wo es nur der Befruchtung durch das Großkapital bedarf, um namentlich Baumwolle in solcher Quantität zu produzieren, daß die jährliche 400-Millionen-Abgabe Deutschlands an Nordamerika vermieden werde und daß der deutschen Textilindustrie überhaupt die Möglichkeit gewährt wird, ihren Bedarf soweit anderswo decken zu können, daß Amerika in seinen Preisen wieder bescheidener wird. Zu diesem Zweck soll die deutsche Textilindustrie nach Dernburgs Plan 10 Millionen Mark à fonds perdu hergeben, um damit die nötigen Vorarbeiten und Unterstützungen von Plantagenbauern zu ermöglichen. In der Tat sind bereits nahezu 4 Millionen dazu gestiftet.

Der Große Generalstab stellt in einem Schlusssatz zum Feldzuge in Südafrika den Truppen ein sehr ehrenvolles Zeugnis aus und gibt zugleich ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen Sachlage. „Die Eigenart der Gegner, ihre im Verlaufe des Krieges oft wechselnde Fehlwiese und der sich stets ändernde Charakter der Kriegsschauplätze stellten ganz außerordentliche Anforderungen an den deutschen Soldaten. Au-

ders gestaltete sich der Kampf gegen das Hirtenvolk der Bergere im dichten Dornbusch, anders gegen das Jägervolk der Hottentotten in den weiten Ebenen des Nama-landes und der öden Kalahari, anders wiederum gegen die vom Krieg lebenden und leicht beweglichen Banden in den wildzerklüfteten Karras- und Oranjebergen. Diese so verschiedenartigen Verhältnisse verlangten vom deutschen Soldaten ein hohes Anpassungsvermögen und einen Grad von Selbstständigkeit, den der für europäische Verhältnisse erzogene Soldat weder in so hohem Maße braucht, noch in der Gesamtheit je erlangen kann. Der koloniale Soldat ist vielfach auf sich selbst angewiesen, und es darf keine Lage geben, in der er sich nicht selbst zu helfen weiß. Fast 40 Monate hat die deutsche Schutztruppe im Felde gestanden gegen einen Feind, der in seltener Fähigkeit und Ausdauer mit dem Mute der Verzweiflung um seine Unabhängigkeit rang. Groß waren die Opfer, die der Kampf forderte, größer noch die Lücken, welche Anstrengungen und Entbehrungen und in deren Gefolge verheerende Krankheiten in die Reihen der deutschen Reiter rissen. Der deutsche Soldat darf das stolze Gefühl in sich tragen, in diesem harten Kampfe ganz seinen Mann gestanden zu haben. Er war ein Held nicht nur der Tat, sondern auch des stillen geduldigen Leidens und Entbehrens und hat selbst in verzwickeltesten Lagen echt kriegerischen Geist an den Tag gelegt. In ihm lebte der zähe, durch keine Leiden zu bezwingende Wille zum Sieg. Wohl ist es leicht, schon Geist in einer Truppe zu erhalten, der es vergönnt ist, von Sieg zu Sieg, von Erfolg zu Erfolg zu schreiten. Anders war es hier, wo er sich bewähren mußte in langer schwerer Leidenszeit, in der nur zu oft sichtbare Erfolge ausblieben und Mühsale und Entbehrungen scheinbar vergeblich getragen werden mußten. Wie viele Hunderte, ja Tausende von Kilometern ist die Truppe in jenem unwirtlichen Lande in der Glut der afrikanischen Sonne hinter dem flüchtigen Gegner hergejagt, oft ohne daß es gelang, ihn zum Kampfe zu stellen. Jene endlosen und aufreibenden Verfolgungszüge, in denen die Truppe häufig ihr allerletztes hergab, ohne einen Lohn für alle ihre Mühe einheimen zu können, haben diesen Geist fürwahr auf eine harte Probe gestellt, und doch blieb er, wie alle Kriegsberichte übereinstimmend melden, vom ersten bis zum letzten Tage des Feldzuges unvergleichbar.

**Österreich-Ungarn.** Wie die Wiener und Budapester Blätter melden, sind die Ausgleichsverhandlungen zwischen beiden Reichshälften so gut wie beendet, wodurch das alte Vertragsverhältnis bis zum Jahre 1917 in Kraft bleibt. Schließlich haben denn doch die gemeinsamen Interessen über die Sonderbestrebungen den Sieg davongetragen. Dieses günstige Resultat ist hauptsächlich, dem „Budapesti Hirlap“ zufolge, dem Umstande zu verdanken, daß beide Regierungen sich von dem Prinzip leiten ließen, daß selbst ein schlechter Ausgleich besser sei, als gar keiner. Für Ungarn ist es von besonderer Bedeutung, daß die Trennung der Verzehrungsteuern durchgeführt wird, selbstverständlich ohne daß eine Zwischenzolllinie aufgestellt wird.

**England.** Die Meldung, daß das deutsche Kaiserpaar diesen Herbst dem König Edward auf Schloß Windsor und auf dem Landschloß Sandringham einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit auch eine Fahrt durch London nach der City machen werde, hat einige Zeitungen veranlaßt, an diesen Fürstebesuch Hoffnungen auf ein besseres Einverständnis zwischen Deutschland und Großbritannien zu knüpfen. Die liberale Westminster Ga-



zette erblickt in der bevorstehenden Zusammenkunft einen Beweis dafür, daß die Spannung in den Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland nachgelassen habe und hofft, daß beide Länder bald wieder zu den normalen freundlichen Beziehungen zurückkehren werden, die während zweier Jahrzehnte zwischen ihnen bestanden haben. Die kroatische Keisereien mit Deutschland würden, so glaubt das liberale Blatt, mit der Zeit sogar die Beziehungen zu Frankreich trüben, falls Deutschland der Versuchung nicht widerstehen könnte, sich an Frankreich zu rächen, wenn es England großt und ihm nichts anhaben kann. Da auch einige konservative Blätter, darunter Daily Graphic, dem Abschluß einer *entente cordiale* mit Deutschland das Wort reden, darf man annehmen, daß der Kaiserbesuch im Herbst in dieser Hinsicht gute Früchte tragen wird.

## Nachrichten aus dem Kaukasus.

— Tiflis. Wie die „Kow. Wremja“ meldet, ist der Statthalter Graf Woronzow-Daschkow aus dem Tambow'schen Gouvernement, wohin er sich zeitweilig begeben hatte, am 9. d. Mts. wieder nach St. Petersburg zurückgekehrt.

— Der neuernannte Kurator des Kauf. Lehrbezirks, Herr Nikolai Feodorowitsch Rudolf, wird in Tiflis gegen Ende d. Mts. erwartet. N. ist aus Simland gebürtig, 45 Jahr alt, Ingenieur-Mechaniker (als Absolvent der Moskauer Technischen Hochschule) und hat bisher (seit 1900) das Amt eines Inspektors der gewerblichen Schulen im Ministerium der Volksaufklärung bekleidet. N. soll wohl ein strenger, dabei aber sehr gerechter Vorgesetzter sein.

— Bei den bevorstehenden Dumawahlen wird die russische Bevölkerung im Kaukasus, wie wir unseren Lesern seinerzeit bereits mitgeteilt haben, ihren eigenen Abgeordneten wählen. Zu der russischen Wahlkurie gehören, gemäß einer Erklärung, welche von zuständiger Stelle dieser Tage veröffentlicht worden ist, alle nicht zu der einheimischen Bevölkerung zählenden Personen orthodoxen und evangelisch-lutherischen Glaubens, ferner die Altgläubigen, und schließlich namentlich auch die Griechen, die Tschechen, die Letten und die orthodoxen Polen. Die Kolonisten werden somit mit dieser Kurie stimmen. Ihre Wahlberechtigung dürfte dadurch an Bedeutung erheblich gewonnen haben.

— In Anbetracht der in letzter Zeit sich häufenden Übersälle auf den Landstraßen in mehreren Kreisen des Gouvernements Tiflis (Bortschala, Ssignach, Telaw usw.) hat der Gouverneur von Tiflis den betr. Kreischefs anbefohlen, aus den ihnen unterstellten Gemeinden zuverlässige Personen anzumählen und ihnen aufzutragen, an der Bewachung der Straßen teilzunehmen.

— Nach hier eingelaufenen Nachrichten sind die Ernteaussichten in verschiedenen Gegenden Transkaukasiens unerfreulich. Viel sind hieran die Feldmäuse schuld, welche die Saaten in einem Gebiet von zirka 4000 Dessj. vernichtet und dadurch einen Schaden von über 1 000 000 Rbl. verursacht haben. Ferner hat der große Regenmangel vielfach dazu geführt, daß das Getreide auf dem Feldern verdorrte, namentlich dort, wo es an Bewässerung mangelt. Schließlich hat auch der in einigen Gegenden niedergegangene Hagel die Ernte stark beeinträchtigt. Im Kreise Elisabethpol ist namentlich die Kartoffel nicht gut gediehen; dieselbe ist meist wurmförmig, wenig-

stens soweit man hierüber nach der Ware urteilen kann, ist in der Stadt Elisabethpol auf den Markt gelangt.

— Zur Linderung der Hungersnot eines Teils der Bevölkerung in Transkaukasien hat die Regierung nach Kräften beigetragen. Es erweist sich nämlich, daß bis zum 10. Juli seitens des Zentralkomitees für die Versorgung der vom Hunger betroffenen Gouvernements nicht weniger als 140 000 Rbl. zur Verfügung der örtl. Administration gestellt worden sind, eine große Summe, die, wenn sie richtig verwandt worden ist, manche Gemeinde vor völligem Ruin bewahrt haben mag.

— Am 13. und 14. d. Mts. konnte man auf der Kurza zahlreiche Balken, verschiedenes Hausgerät, Leichen von Tieren und dgl. m. treiben sehen. Offenbar hat die Überschwemmung im Oberlande doch noch bedeutenderen Schaden verursacht, als nach den bisher nur spärlich eingelaufenen Mitteilungen angenommen wurde.

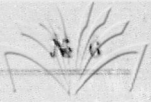
— Scharlach und Pocken treten hier neuerdings wieder epidemisch auf. Vom 1. — 11. Juli sind 55 Erkrankungen angemeldet worden, darunter allein 30 Pockenfälle. Die Sanitätsbehörde ergriff energische Maßregeln, um einer weiteren Verbreitung der genannten Krankheiten vorzubeugen. Die Aufsicht über die auf den Markt gelangenden Lebensmittel soll bedeutend verschärft werden.

— Wie wir erfahren, sind dem Kauf. Hausindustrie-Komitee 6000 Rbl. zur Herstellung von Musterarbeiten in verschiedenen Erwerbszweigen zur Verfügung gestellt worden. Der Weberinspektor Straume will gegenwärtig in Tiflis; derselbe hat nach der Beendigung der Stroganow-Schule 2 Jahre im Auslande praktiziert und ist zurzeit mit der Zusammenstellung verschiedener Muster für Teppiche etc. beschäftigt. In den nächsten Tagen fährt er mit einem gewissen Piralov, Mitglied des obengenannten Komitees, nach Schuscha zur Einrichtung der ersten transportablen Weberwerkstätte. Solche Werkstätten sollen hienach auch in anderen Gegenden Transkaukasiens eingerichtet werden.

— Über ein rätselhaftes Verschwinden von 100 000 Rbl. wissen die örtl. Zeitungen zu berichten: Am Sonnabend den 14. Juli empfing das Tifliser Postamt eine größere Summe Geldes, die in mehreren Säcken zu je 2 Paketen verpackt war. Jedes Paket enthielt 100 000 Rbl. Die erforderlichen Begleitscheine waren nicht vorhanden; auch stimmte das Gewicht nicht. Auf die Anfrage beim Petersburger Postamt, erfolgte die Antwort, daß in jedem Sack 2 Pakete vorhanden sein müßten. Man vermutet, daß ein Paket unterwegs abhand gekommen ist, wenn es nicht versehentlich anderweitig hingekampt worden ist. Nach dem fehlenden Gelde wird aufs drücklichste geforscht.

— Wie aus Looz den „Birsh. Wedom.“ mitgeteilt wird, wurde in der dortigen Reichsbankabteilung ein 500-Rubel'schein konfisziert, dessen Nummer in dem Verzeichnis des beim Postüberfall im Juni in Tiflis geraubten Geldes aufgeführt ist. Als Eigentümer des Scheines erwies sich ein dortiger Fabrikant, der ihn von der Warschauer-Kommerzbank erhalten hatte.

— Vor einigen Tagen gegen 9 Uhr morgens, wurde der Unternehmer Tarchan-Mirsojew in der Gegend des Woronzow-Denkmal's durch einen Revolverschuß getötet. Der Mörder



lief in der Richtung der Kirchenstraße davon. Ein Offizier der auf einem vorüberfahrenden Straßenbahnwagen saß, bemerkte den Fliehenden, sprang vom Wagen und verfolgte ihn. In der Gegend der Kassehaja holte er ihn ein, verwundete ihn durch einen Schuß aus seinem Revolver und vermittelte auf diese Weise seine Gefangennahme. Der Arretierte, Elias Matschabeli, ist nur 18 Jahre alt und gehört zur Gemeinde des nahe bei Tiflis belegenen Dorfes Mzhet. Die Leiche des Getödteten, sowie der Verwundete, wurden nach dem Michael-Krankenhaus abgefertigt.

— Laut einer in diesen Tagen veröffentlichten Verfügung des örtl. General-Gouverneurs soll ein jeder Augenzeuge eines Überfalls oder Bedrohung von Leben und Gesundheit eines Menschen auf offener Straße im Falle der Unterlassung seines Beistands oder der erforderlichen Mithilfe bei Exzeption des oder der Übeltäter als Fehler betrachtet und dementsprechend zur Verantwortung gezogen werden! Eine Maßregel, die gewiß gut angebracht wäre angesichts des Stumpfsinns der Masse, die es häufig fertig kriegt, ruhig mitanzusehen, wie friedliche Mitbürger vor ihren Augen umgebracht werden und die Mordbuben ruhig entlaufen lassen, wenn es nur möglich wäre, auch ohne besondere Erlaubnis eine Waffe bei sich zu tragen, da mit unbewaffneter Hand dem Bewaffneten beizukommen fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Leider kann aber aus verschiedenen Gründen das Waffentragen nicht wieder allgemein gestattet werden.

— **Elisabethpol.** Hier herrichte 2 Wochen lang eine fast tropische Dürre. Das Thermometer zeigte im Schatten 30 und mehr Grad Reaumur! Die Bewohner der Stadt wagten sich nur früh morgens oder spät abends auf die Straße. Es machte sich Wassermangel bemerkbar. Darmereantungen gehören zur Tagesordnung, namentlich Kinder haben unter denselben viel zu leiden. Was nur irgend auf die Datsche ziehen konnte, ist nach Sadshikent geflüchtet, wo es infolge dessen recht lebendig geworden ist. In den letzten Tagen ist eine merkwürdige Abkühlung eingetreten.

— **Griwan.** Am 15. Juli um 11 Uhr nachts entgleiste infolge eines Nebenschusses zwischen den Stationen Agin und Ani der gemischte Zug Nr. 21. Die Lokomotive, ein Güter- und Personewagen sind stark beschädigt, bzw. zertrümmert worden. Zwei Bahnangestellte sind schwer, 2 zur Bedeckung des Zuges gehörige Soldaten und 2 Passagiere weniger erheblich verwundet; die übrigen Passagiere sind teils mit ganz leichten Verletzungen, teils sogar mit dem bloßen Schrecken davon gekommen.

— **Anban-Gebiet.** Die Expedition zur Untersuchung der hier unlängst entdeckten Naphta teilt mit, daß die Arbeiten flott von statten gehen. Die naphtabaltige Schicht besteht aus Erde, welche mit Naphta durchtränkt ist. Um diese zu gewinnen, bedarf es besonderer Pressen. Bohrtürme sind hier nicht angebracht.

## Aus den Kolonien.

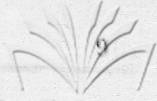
### Die deutsche Kolonie Helenendorf in Transkaukasien.

(I. Fortsetzung.)

Wer eine richtige Vorstellung von der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit der Kolonie gewinnen will, der berücksichtige, daß ihre Jahresausgaben in runder Summe 40 000 Rbl. betragen! An Kronszuwendungen allein sind 12 092 Rbl. jährlich zu leisten. Diese wurden sogar in der kritischen Zeit der tatarisch-armenischen Unruhen, wo im Lande alles drunter und drüber ging, voll entrichtet — zum größten Erstaunen der lokalen Behörden, Kirche und Schule werden verhältnismäßig reichlich bedacht; für erstere ist eine Summe von 1604 Rbl. bestimmt, darunter ein Zuschuß zum Kronszehalt des Ortspredigers im Betrage von 1216 Rbl. (der Kronszehalt beläuft sich, wenn wir nicht falsch unterrichtet worden sind, auf 1500 Rbl.) bei freiem Quartier und freier Beheizung; für Schulzwecke sind 3735 Rbl. angezählt, darunter Gehälter der 5 Lehrer 3180 Rbl. Unter den wirtschaftlichen Ausgabeposten stehen obenan die der Wasserleitung: 4108 Rbl., ferner die Wagen der Feldwächter: 3100 Rbl., der

Wächter im Dorfe: 1550 Rbl. und der Hirten 1100 Rbl.; dann die Kosten der Anlage und des Unterhalts der Wasserleitungen, gen. Kähriße, — 2500 Rbl., der Vollendung und der Remontierung der Gemeindebauten: 1882 Rbl. u. a. Die Militäreinquartierung (hier ist eine Kosakenstation stationiert) kostet 1600 Rbl. Die Gehälter der Gemeindebeamten belaufen sich auf 1900 Rbl., die Kanzleigebühren auf 150 Rbl. Die Straßenbeleuchtung kommt 250 Rbl. jährlich zu stehen, eine verhältnismäßig geringe Ausgabe, wenn man die Ausdehnung der Kolonie in Betracht zieht. Sie ist aber auch danach: wer sich nicht auf seinen Schutzgeist verlassen kann, riskiert in der Dunkelheit, so oder anders zu Schaden zu kommen, im besten Falle von allerhand stolzen Reiterkenten oder breiten Fuhrern überrannt, bzw. in den Kanal abgestürzt zu werden. Es wäre die höchste Zeit, daß die Gemeinde sich endlich dafür gewinnen ließe, die Kolonie durchweg elektrisch beleuchten zu lassen, wozu die Möglichkeit in reichstem Maße geboten ist (s. unten). — Den Reichtum Helenendorfs machen seine Weingärten aus, deren Umfang in letzter Zeit durch Hinzuziehung von 100 Dessj. aus dem Ackerareal erheblich gewachsen ist. Diese 100 Dessj. werden jährlich nur einmal bewässert, was sich als hinreichend erweisen hat. Der unlängst erfolgte Hagelschlag hat freilich den Weingärten argen Schaden zugefügt; man spricht von 250 000 Rbl.! — Beachtung verdient die Weingartenanlage der „Gebr. Hummel“ südlich von der Kolonie in den Bergen, welche vor 3 Jahren gemacht worden ist und ganz ohne Bewässerung vorzüglich gedeiht. Sie hat einen Flächeninhalt von 150 □ Faden. Die Helenendorfer interessieren sich ungemein für diesen „Versuch“ der genannten Firma und wohl täglich kann man hier Besucher antreffen, die mit freudiger Überraschung die Resultate desselben in Augenschein nehmen. — Die Weingärten der „Gebr. Hummel“ unweit der Stadt Elisabethpol, etwa 3 Werst von dieser entfernt, links vom Wege, welcher aus der Kolonie dorthin führt, die wir Gelegenheit hatten, näher zu betrachten, zeigen ein bereits Zeugnis dafür ab, was deutscher Fleiß, verbunden mit Sachkenntnis, zu leisten vermag. Die Rebstöcke strogen förmlich von der Fülle ihrer Trauben, die, vereinzelt sogar an 4 Bogen hängend, eine Länge bis zu einer halben Arschin erreichen. Der Hagel hat hier nur gestreift; der Schaden, den er verursachte, ist nur gering. Die Kellereien der „Gebr. Hummel“ sind hoch und luftig und wer, wie wir, dank der Freundlichkeit ihrer Besitzer, in der Lage gewesen ist, sich von der Vorzüglichkeit der Weinsorten zu überzeugen, welche dieselben in sich bergen, der wird gewiß nicht umhin können, dieser Firma reiches Lob für ihre Bemühungen um die Hebung der Weinproduktion in Helenendorf zu spenden. Auch die Kognakfabrikation der „Gebr. Hummel“ verdient Beachtung, wenigleich sie freilich, was ihre Ausdehnung anlangt, an diejenige der Firma Bohrer einstweilen nicht heranreicht. Doch — was nicht ist, kann werden! Das Handelshaus „Gebr. Hummel“ hat neuerdings auch bei der Station Schamchor, angrenzend an die Kolonie Georgsfeld, ein Gut erworben, das bereits zu einem beträchtlichen Teil in Weingärten umgewandelt worden ist. Jeder Zweig des weit ausgedehnten Geschäfts befindet sich unter der unmittelbaren Leitung einer der Teilhaber, alles Leute von großer Tüchtigkeit und urgermanischer Schaffensfreudigkeit, Männer, die ihrem Heimatdorf zur Zierde gereichen. Wer in diesen „Kolonisten“ noch die Bauern von ehedem vermutet, wird





angenehm enttäuscht werden, sobald er sie persönlich kennen lernt: nicht Schulweisheit ist es, die sie auszeichnet, wohl aber ein gesunder Menschenverstand, praktische Erfahrung und das Vermögen, sich mit Leichtigkeit in allen Geschäftsangelegenheiten zurecht zu finden. Schreiber dieses hat Gelegenheit gefunden, die Herren auch in ihrer Häuslichkeit zu beobachten, und kam daher, ohne ihnen schmeicheln zu wollen, behaupten: wo soviel natürliche Begabung mit Tüchtigkeit und rechtllichem Sinn gemischt sich vorfindet, da muß und wird in Zukunft noch Größeres geleistet werden! Wohl Euch, Helenendorfer, die Ihr solche Mitbürger habt! — Die Kolonie besitzt seit einigen Jahren eine Wasserleitung, deren wir oben bereits kurz Erwähnung getan haben. Sie nimmt ihren Anfang im südlich gelegenen Gebirgsstod Scharial, wo sich eine nach allen Regeln der Kunst eingefasste Quelle befindet, aus der tabelloses Wasser durch gußeiserne Röhren in ein nahe beim Dorf belegenes Reservoir fließt, welches 25 000 Wedro faßt und täglich 22 000 Wedro an die Kolonie abgibt, eine Wassermenge, die den Bedürfnissen derselben vollends entspricht. Neben der angeführten Quelle befindet sich noch eine zweite, aus der eine noch einmal so große Wassermenge durch dieselben Röhren und denselbe Bassin (eiserne Kessel in Zementummauerung) in die Siedlung geleitet werden könnte, wenn mit der Zeit die sich steigende Einwohnerzahl einer solchen bedürfen sollte. Vorläufig liegt die Notwendigkeit nicht vor, die zweite Quelle gleichfalls zu exploittieren, aber wie gesagt, die Leitung genügt auch für diesen Fall. Das nennt man einsichtsvoll vorgegangen; möge jede andere Kolonie sich an Helenendorf ein Beispiel nehmen! — Wir bemerkten bereits oben, daß das Dorf elektrisch beleuchtet werden könnte. Seit ungefähr einem Jahr hat nämlich die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin (Zentrale Baku) auf Zuraten ihres Angestellten, des Elisabethtaler Bürgers Kopf, unterhalb der Kolonie im Tale der Gandsha, in einer ehemaligen, von ihr in Arrende genommenen Mühle eine elektrische Station für eigenes Mißto eröffnet. Unter Benutzung der allerdings nicht sehr starken Wasserkraft des früheren Mühlenkanals und einer Dynamomaschine von zirka 70 Pferdekraften (wenn wir zutreffend unterrichtet worden sind), kann die Station 800 Glühlampen von je 16 Kerzen mit der erforderlichen Energie bei Tag und bei Nacht speisen. Der Verbrauch in der Kolonie beläuft sich gegenwärtig allerdings nur auf 200 Lampen, doch da sich die Zahl der Lampen im Handumdrehen verdoppelt hat (man begann mit 100 Lampen), so ist anzunehmen, daß die Gesellschaft nicht vergebens gearbeitet haben wird, indem sie wohl bald auf die normale Zahl der Lampen (800) kommen dürfte. Wenn erst die Gemeinde dem Vorschlag des Pastors loci entgegenkommen wollte, und die Kirche, wie auch das Pastorats- und Schulgebäude, elektrisch beleuchten ließe und wenn sie nur ernstlich daran gehen wollte, auch die elektrische Straßenbeleuchtung baldmöglichst zu beschließen, so würden gewiß auch zahlreichere Privatpersonen mitmachen wollen, zumal der Preis (80 Kop. pro Lampe per Tag) wahrlich nicht übertrieben hoch erscheint. Die Leute, welche über das „teure“ Licht klagen, denken dabei wohl nur an ihre Petroleumlampen, bzw. Starkerkerzen; denn anderwärts stellt sich die elektrische Beleuchtung bei weitem teurer, da gewöhnlich nach Kilowatt, d. h. nach dem wahren Verbrauch der Energie berechnet wird (in Tiflis eben 40 Kop. pro Kilowatt), und nicht nach Tagen. Vielleicht täte die Gesellschaft besser,

ihrer Berechnung auch in Helenendorf den tatsächlichen Verbrauch zu Grunde zu legen, allerdings bei entsprechendem Maßmaß, daß die obige Berechnung im Verhältnis nicht höher ausfiel, als die letztere. Wie an alles Neue, so gewöhnt sich leider die Mehrzahl der Gemeindeglieder in H. auch an das elektrische Licht nur äußerst schwer; da heißt es einfach Geduld haben und ausharren, „denn nur wer ausharret, wird gekrönt!“  
(Fortsetzung folgt.)

**Helenendorf, den 12. Juli 1907.** Im Auftrag des Schulrats von Helenendorf (Gouvernement Elisabethpol) wird hierdurch zur Kenntnis aller Schulfreunde in den deutschen Kolonien und in den größeren Städten Zis- und Transkaukasiens gebracht, daß die projektierte Fortbildungs- oder Zentralschule in der Kolonie Helenendorf, so Gott will, Anfang September oder Oktober eröffnet werden soll. Die Schuläle werden gegenwärtig gebaut. Das Schulprogramm, welches ungefähr dem einer fünfklassigen Realschule entspricht (es fehlen bloß die neuen Sprachen: die französische und die englische, und der Kursus in Algebra ist geringer) und schon ausgearbeitet worden ist, soll demnächst der Schulobrigkeit zur Bestätigung unterbreitet werden. Das Schulgeld soll 40—50 Abl. jährlich betragen, je nach der Zahl der Schüler. Für auswärtige Kinder kann unter Umständen, namentlich wenn die Eltern zum Bau und Unterhalt obiger Schule mit beigetragen haben, eine Ermäßigung des zu zahlenden Schulgeldes eintreten. Alle Schulfreunde, welche sich für diese wichtige und gemeinnützige Sache interessieren und gewillt sind, bzw. schon versprochen haben, Beiträge zum Bau, resp. Unterhalt dieser Schule zu leisten, werden freundlichst gebeten, dieselben umgehend endgültig zeichnen zu wollen. Ferner werden alle Eltern, welche bereit sind, ihre Kinder (Knaben, eventuell auch Mädchen) diese Schule besuchen zu lassen, aufgefordert, dieselben vorläufig beim Oberpastor in Helenendorf (Adresse: вь коа. Еленадорфа, Елизаветпольской губ.) anzumelden, und zwar mit Angabe dessen, ob das Kind in die erste oder in die zweite Klasse aufgenommen werden soll. Die Kenntnisse zum Eintritt in die erste Klasse sind ungefähr dieselben, wie diejenigen, welche beim Eintritt in die dritte Klasse einer Realschule gefordert werden und wie sie von einem begabten Absolventen einer guten zweiklassigen Volksschule erwartet werden. Das Alter der Kinder zum Eintritt in die erste Klasse kann zwischen 13—15 Jahren schwanken. Zum Schluß noch die Bitte: unterstützt uns und fördert diese Angelegenheit zum allgemeinen Wohl durch Wort und Tat!

Ein Mitglied des Helenendorfer Schulrates.

**Nachschrift der Redaktion.** Indem wir obiger Aufforderung in unserem Blatte mit Freuden Raum gewährt haben und zugleich auch die übrige russisch-deutsche Presse, sowie die Schriftleitungen der im Kaukasus in russischer oder in einer sonstigen nichtdeutschen Sprache erscheinenden Zeitungen ersuchen, von der Aufforderung gütigst Notiz nehmen zu wollen, sehen wir uns, u. a. Mißverständnissen vorzubeugen, vor allem gezwungen, zu erklären, daß die in Nummer 4 an leitender Stelle

gebrachte Besprechung der Frage betr. Gründung einer Fortbildungsschule (Zentralschule) auf dem Lande, wie schon in der Einleitung zu derselben angedeutet, wohl von einem Mitarbeiter (aus der Kolonie Elisabethtal), nicht aber unmittelbar von der Redaktion herkommt. Wir können mit dem Angriff des Herrn Ernst Himmelan gegen die Feinzeit von Herrn Oberpastor Wirén in den Spalten unserer Zeitung gebrachten Erwägungen über die Bedeutung der seitens Helenendorfs projektierten Fortbildungsschule auch nicht einmal einverstanden sein, und wenn wir die Zuschrift dennoch aufnahmen, so geschah solches aus dem einfachen Grunde, unsere Leser gerechtemassen auch mit einer gegenteiligen Anschauung bekannt zu machen, nach dem wohlbekanntem Rezept: *audiatur et altera pars* (beide Teile sollen gehört werden). Noblesse oblige! Unsere abweichende Meinung hinsichtlich der Ausführungen des Herrn Himmelan fußt auf folgenden drei Erwiderungen: 1.) Von den Zentralschulen der Mennoniten war in dem Artikel des Herrn Oberpastors gar nicht die Rede, daher dieselben ihm auch nicht vorgehalten zu werden brauchten, es sei denn daß der Herr Verfasser das Programm oder die Leistungen derselben als besonders musterzügliche im einzelnen genau entwickelt und ihre Vorzüglichkeit gegenüber dem Programm der projektierten Helenendorfer Fortbildungsschule darzulegen hätte, was aber nicht geschehen ist. Daß Herrn Oberpastor Wirén die Programme sämtlicher Zentralschulen bekannt sein müßten, ist eine zu weit gehende Forderung, zumal der Herr Einsender selbst zugibt, daß die Programme der Zentralschulen im allgemeinen recht dehnbar sind und daher auch wesentlich von einander abweichen; 2.) ist die angeblich „gewagte“ Behauptung des Herrn Oberpastors, daß „ein begabter Absolvent der Helenendorfer Volksschule fast ohne jegliche Nachhilfe sofort in die dritte Klasse einer der vorhandenen Zentralschulen eintreten könne“, so weit uns bekannt, das Resultat eines genauen Vergleichs des Programms der in den beiden letzten Jahren ganz bedeutend verbesserten Helenendorfer 2-Klassigen Gemeindeschule mit dem Programm der Scharatower Zentralschule, welche von allen Schulen dieses Typus allgemein als die hervorragendste gilt. Ehe der Herr Einsender die Behauptung des Herrn Oberpastors in so heftiger Weise angriff, wäre es doch jedenfalls seine Pflicht gewesen, sich zunächst nach den gegenwärtigen Leistungen der Volksschule in H. zu erkundigen und sodann beim Herrn Oberpastor, wenn nicht anders, so durch unser Blatt, anzufragen, welches Programm einer Zentralschule er im Auge gehabt hat. Dasjenige der Scharatower Zentralschule liegt vor uns, und wir können bestätigen, daß die Behauptungen des Herrn Oberpastors durchaus nicht als übertrieben gelten dürfen; 3.) kommt es auf den Namen der neuen Schule gar nicht an, wenn sie nur dem vom Oberpastor angedeuteten Ziel entspricht, und das um so mehr, als die bestehenden Zentralschulen, wie der Herr Einsender selbst behauptet, weder bei den Mennoniten, noch anderweitig, an ein bestimmtes Programm gebunden sein sollen, so daß sie den Bedürfnissen entsprechend erweitert werden können. Dann ist es überhaupt überflüssig hierüber noch ein Wort zu verlieren und eine Meinungsverschiedenheit dort festzustellen, wo eine solche absolut nicht vorhanden ist. Ubrigens wird die neue Fortbildungsschule in obigem Aufsatze auch „Zentralschule“ genannt—offenbar um weiteren Mißverständnissen vorzubeugen.—Einige wir wünschen wir der projektierten Fortbildungsschule in Helenendorfs fröhliches Gedeihen!

**Elisabethtal**, d. 13. Juli 1907. Immer und immer wieder wird man von der Redaktion gebeten (beinahe hätte ich gesagt gezwungen), Berichte über etwaige Vorkommnisse in den Kolonien einzusenden. Da aber in unseren Dörfern so gut wie „nichts“ oder doch nur selten „etwas“ vorkommt, so ist es doch auch gar kein Wunder, wenn aus den Kolonien „nichts“ oder doch nur selten „etwas“ geschrieben wird. War ich da unlängst in der Redaktion, um zu erfahren, wie es denn auch unserer Kaukasischen Post zu Hause geht. Nun bestärkte man mich geradezu, man solle doch öfter Berichte einsenden. Ich behauptete, was ich oben schon gesagt, daß es im Dorfe nur selten Stoff gebe, um „etwas“ zu schreiben: Romane aber oder wissenschaftliche Abhandlungen zu verfassen, dazu sei unsere Dorfintelligenz am Ende doch nicht befähigt genug; über die Schulangelegenheit sollen wir den Mund nicht aufstun, und so bleibt uns endlich wirklich „nichts“, worüber wir schreiben könnten, bzw. dürsten. Darauf sagte man mir, wir sollten aber doch schreiben.—Nun möchte ich gerne den Wunsch der Herren von der Redaktion erfüllen und schreiben ihnen daher „etwas“. Sollte aber in diesen Zeilen „nichts“ enthalten sein, so sind jene Herren daran schuld, die mich gebeten haben zu schreiben, ob da gerade „etwas“ los sei oder nicht.—Ob es hier viel Sommergäste gibt? hm!—naive Frage! Natürlich gibt es deren hier viele; widrigenfalls würde man öfter dazu kommen, so einige Zeilen, in dem „nichts“ enthalten wäre, für die Kaukasische Post zu schreiben. Da muß man aber heute mit diesem, morgen mit jenem guten Freunde oder Bekannten einen Ausflug ins Freie machen. Kommt man dann von einem weiten Spaziergange zurück, so schmeckt ein Stündchen Ruhe im hintersten kühlsten Winkel des Hauses ausgezeichnet; da denkt man nicht mehr an die Kaukasische Post. So vergeht eine Woche nach der andern, und man kommt buchstäblich zu nichts.—Die Witterung hat jetzt umgeschlagen. Im Juni war es sehr trocken und heiß, obwohl das Thermometer noch nicht dreißig Grad erreichte. Jetzt dagegen ist es seit einigen Tagen schön kühl. Das Erdreich ist auch schon mit durchdringendem Regen erfrischt worden. Über die Ernteergebnisse ein andermal.

Einer, dem's nie an gutem Willen, wohl aber oft am Vollbringen fehlt.

## **Landwirtschaft und Gartenbau.**

### **Milzbrand \*).**

Von Stadttierarzt Tppenheim in Lundenburg.

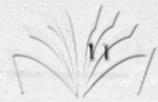
(Schluß.)

Wie mannigfach die Gefahren fremdländischer tierischer Produkte gerade für die Gewerbetreibenden sind, wird aus nachstehendem wohl zur Genüge erhellen:

Eine Arbeiterin starb an Lungenmilzbrand, nachdem sie eine Schüttelmaschine bedient hatte, welche zur Verarbeitung von Rohdrogen, insbesondere Sassafrillewurzel, Verwendung fand. Letztere war aus Argentinien, in rohe Tierhäute eingekühlt, importiert worden, dort aber hatte zur Zeit der Absendung Milzbrand geherrscht (Meisel.)

Dr. Wilson erzählt, daß einem Manne die Verarbeitung ungegerbter, aus Hinterindien und Argentinien stammender Tierfelle oblag und dieser an Milzbrand erkrankte. Er hatte

\*) Aus der Landw. Ztg. der „Neuen Freien Presse“ (Wien).



freilich kleine Stücke der Felle gekauft!

Eingehende Veröffentlichungen über die in den Fabriksbetrieben vorkommenden Milzbrandfälle hat Legge erscheinen lassen. („Brit. Med. Journal“, 1905.) Nach ihm sind die Patienten meist Sortierer oder Kämmer von Wolle, auch Spinner, Leute, welche mit der Koshhaar- und Bürstenfabrikation zu tun haben. Vereinzelt Fälle kamen auch bei den Horn- und Lederarbeitern vor. Während aber Legge meint, daß Arbeiter, welche den Transport von Fellen besorgen, seltener an Milzbrand erkranken, machte Corradi die entgegengesetzte Beobachtung. Er studierte den Einfluß des Imports tierischer Rohstoffe auf die Verbreitung des Milzbrandes in und um Genua. Hierbei fand er, daß mit Milzbrandsporen infizierte tierische Rohprodukte, Haare, Wolle, Knochen, Klauen, insbesondere aber Häute nur für den Menschen eine Gefahr bilden, und zwar infizieren sich die mit der Verladung derselben beschäftigten Menschen (Ablader, Dienstmänner) weit mehr als Gerber.

Der Gerbprozeß ist nicht im Stande, die in der Haut vorhandenen Milzbrandkeime zu vernichten. Ravenel („Bet.-Zeitung“, 1899) beobachtete eine Milzbrandepidemie unter Menschen und Tieren in Pennsylvania. Dort starben 12 Menschen und 60 Stück Rindvieh im Laufe eines Jahres in der Umgebung von Gerbereien. Die Menschen waren in diesen beschäftigt, die Tiere infizierten sich auf Weiden, welche die Abwässer der Gerbereien bespülten. Nach Ravenel sollen besonders die chinesischen, sogenannten „Murray-Häute“ bedenklich sein. Er hat die sieben zur Verwendung kommenden Gerbsubstanzen auf Milzbrandkeime wirken lassen. Hierbei zeigten sich dieselben völlig entwicklungsfähig. Die Arbeiter sind also durch den Gerbprozeß gegen eine Infektion nicht geschützt. Kessler untersuchte die bezüglichen Verhältnisse in Deutschland. Auch hier werden vorzugsweise ausländische Häute verarbeitet, welche oft Milzbrandkeime enthalten. Weder Nektalilösungen, noch Kalkeiser töten in der Zeit, welche hier beim Gerbprozeß praktisch einwirken (3 bis 5 Tage), Milzbrandsporen. Bei sehr widerstandsfähigen Sporen muß man 12 bis 17 Tage warten, um die sichere Abtötung zu erzielen. Nach Ravenel zerstört selbst 24-tägige Einwirkung von 7 prozentiger Tanninlösung den Ansteckungsstoff in Häuten nicht. Beide Forscher bezeichnen aber das Formalin als ein sicheres Antiseptikum.

Im Jahre 1903 wies Graf Vosadowsky im deutschen Reichstage darauf hin, daß namentlich in kleinen Gerbereien die Felle im fließenden Wasser gewischt und gereinigt werden und damit die Gefahr einer Weiterverbreitung eines Milzbrandes verbunden sei. Bereits 1902 hatte das deutsche Reichsgesundheitsamt auf die Gefährlichkeit des Verkehrs mit rohen, insbesondere überseeischen Häuten und Fellen aufmerksam gemacht. Aus dieser Belehrung sei hier folgendes mitgeteilt: Namentlich unter den sogenannten Wildhäuten (Kypsen) aus Amerika, Ostindien, China finden sich hin und wieder solche von milzbrandkranken Tieren. Diese enthalten Milzbrandsporen. Trocknen an der Luft, Einstreuen von Salz, Salpeter oder Arsenik vernichten den Ansteckungsstoff nicht. Insbesondere ist der bei der Manipulation mit diesen Rohstoffen sich entwickelnde Staub sehr gefährlich. Staubteile und Haare mit dem Milzbrandgift behaftet, lagern sich auf Kleider und den Körper der in der Nähe befindlichen Personen, dringen in Nase und Ohren. Die kleinste Hautabschürfung reicht aus, um eine Ansteckung zu er-

möglichen. Durch Verwendung der Gerbereiabfälle als Düngemittel, der Lohse als Stallstreu wird eine Verbreitung der Keime. Ein zuverlässiges, leicht auszuführendes und die Ware selbst nicht schädigendes Verfahren zur Desinfektion der Häute ist nicht bekannt. Zur Verminderung der Ansteckungsgefahr wird unter anderen vorgeschlagen: Vermeidung der Staubeentwicklung bei der Bearbeitung der Häute und Felle, Verbrennen der Lohse und aller Gerbereiabfälle, sowie des Verpackungsmaterials ausländischer Rohhäute, Nichtzulassung von Arbeitern mit äußeren Verletzungen, sorgfältige Reinigung aller bei der Arbeit beschäftigten Personen, Reinigung der Arbeitsplätze auf nassem Wege und zeitweilige Desinfektion derselben. Für die Desinfektion wird Chloralkalmilch (ein Teil frischer Chloralkali zu drei Teilen Wassers) oder Karbolschwefelsäure (zwei Teile roher Karbolsäure, ein Teil roher Schwefelsäure, vier Teile Wassers) empfohlen. Kehricht und sonstige Abfälle sind behufs Desinfektion mit den gleichen Raumteilen dieser Mittel zu mischen.

Auch der österreichische Oberste Sanitätsrat befaßte sich im Jahre 1903 mit der Frage der Desinfektion der im Seeverkehr anlangenden tierischen Rohprodukte und Professor Gruber erstattete das bezügliche Referat. In Oesterreich ist für ausländische Felle eine achtstägige Durchlüftung vorgeschrieben.

In der anlässlich des 60. Geburtstages Kochs erschienenen Zeitschrift veröffentlichte Professor v. Esmarck eine Arbeit über die Desinfektion von Milzbrandsporen auf Fellen. In Deutschland erkranken jährlich gegen 140 bis 150 Menschen an Milzbrand, bewirkt durch das Manipulieren mit Kadavern, Fellen, Haaren, Borsten, selten durch den Fleischgenuß. Könnte die Sporenbildung auf den Fellen verhindert werden, wäre die Infektionsgefahr dadurch wesentlich vermindert. Bei den diesbezüglichen Versuchen wurden kleine Hautstücke von an Milzbrand gestorbenen Meerschweinchen unter verschiedenen Bedingungen auf Sporenbildung beobachtet. Da zeigte es sich, daß (außer der nötigen Temperatur und Sauerstoffamwesenheit) hierzu eine entsprechende Feuchtigkeitsmenge erforderlich sei. Absichtliches Feuchthalten ließ (bei 37 Grad Celsius) die Entwicklung von Sporen schon in vierundzwanzig Stunden erfolgen. Waren aber die Hautstücke binnen vierundzwanzig Stunden eingetrocknet, kam es niemals zur Sporenbildung, ebensowenig natürlich im Eischranke. Dagegen gingen hier die Stäbchen rasch zu Grunde. Durch Einsalzen der Häute wurden die Milzbrandstäbchen länger erhalten, doch kam es bei keiner Temperatur zur Sporenbildung.

Bei der Desinfektion der Häute kommt in Betracht, ob dieselben nur die Stäbchen (sofort nach dem Ablösen) oder auch schon die widerstandsfähigen Sporen enthalten.

Sporenfreie Felle waren nach siebenstündiger Besonnung desinfiziert, sporenhaltige aber nach 13 Stunden noch nicht. In sporenfreien Fellen erschienen die Milzbranderreger von Karbolsäure oder Formalin in Lösungen von 1:1000 binnen 24 Stunden abgetötet. Sporenhaltige wurden dieser Behandlung nicht unterzogen. Die zur Wirkung nötige lange Dauer hätte die Felle geschädigt.

Sublimatsohnlösung 1:1000 tötete sporenfreie Milzbrandbazillen sicher in zwei Stunden, sporenhaltige Felle erwiesen sich nach drei bis sieben Stunden sterilisiert. Feuchte Dämpfe dürfen nur die Höchsttemperatur von 70 Grad Celsius haben, sollen die Felle nicht geschädigt werden. Einfach lös-



mender Wasserdampf vernichtete sporenfreien Milzbrand in zehn Minuten, dagegen erwiesen sich frische, also sporenlose Milzbrandfelle durch 25 Prozent Formalinwasserdampf von 70 Grad Celsius in drei Minuten sicher desinfiziert, sporenhaltige durch ein Prozent Formalinwasserdampf von 70 Grad Celsius in vier bis acht Minuten.

Lindermann empfiehlt als wichtigste Maßnahme gegen den Milzbrand in Gewerbebetrieben die Desinfektion des Rohmaterials für Klothhaare und Wollspinnereien, für Wärlen- und Pinselfabriken durch halbständige Einwirkung von strömendem Wasserdampf und als Ersatz die kombinierte Formalin-desinfektion nach v. Esmarck.

## Milch und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege.

Die „Gürsa“ oder Euphratviper (*Vipera lebetina*) und die Behandlung ihres Bisses. Welch ein blühender Ansturm noch heute verzapft wird, sowie es sich um Naturwissenschaften handelt, beweist die Nummer 134 (29. VI. 1907) der hiesigen Zeitung „Kawkas“, welche ihrerseits die betreffenden Sätze — ohne ein Wort hinzuzufügen! — offenbar der Bekauer Zeitung „Kaspi“ entnommen hat. Wir geben sie im Original wieder:

„Die Arbeiten bei der Trassierung der Eisenbahn Baku-Schemacha werden so erfolgreich geführt, daß sie schon für die ersten 25 Werst fertiggestellt sind. Gegewärtig ist die Aufnahme schon bis zur Detschaft Babadshanow vorgebrungen. Die Untersuchungen werden von einer kleinen Abteilung vorgenommen, welche 10 Mann stark ist, mit einem Techniker und dem Militär-Ingenieur Dshunkowski an der Spitze. Man gedenkt die Trassierungsarbeiten zum Ende des Monats August abzuschließen. In nächster Zukunft betritt die Abteilung ein unbewohntes Gebiet, welches von Skorpionen und besonderen Arten von Giftschlangen wimmelt, über welche letztere die Bewohner der Umgegend ganze Legenden gebildet haben. Die Schlangen „werfen“ sich, nach den Worten der Bauern, auf Menschen und Tiere und wer „gestochen“ ist, stirbt nach 15—20 Minuten. Vor kurzem ereignete sich solch ein Fall. Eine solche Schlange „stach“ ein Pferd und das unglückliche Tier fiel schon einige Faden weiter. Die Gefahr (sic!) für die Abteilung ist bei den Arbeiten in dieser Gegend groß, und Herr Dshunkowski hat die Absicht, die Teilnehmer an diesen Arbeiten in Kleider von allerstärkstem Leder zu hüllen, wobei das Gesicht bedeckt sein wird und nur die Hände frei bleiben (!?). Die Truppe wird mit genügenden Hieb- und Feuerwaffen versehen sein, und außerdem werden noch Spezial-Jäger (!?) aufgesordert werden, mitzugehen.“

Etwas Derartiges ist wirklich höchst vergnüglich zu lesen. Welch tapfere Helden müssen doch, nach diesem Reporter, Herr Dshunkowski und seine Mitarbeiter sein, wenn sie es wagen, allerdings in Kleidern aus allerstärkstem Leder (wir würden für diesen Fall das besonders starke Eselsleder vorschlagen!) — sich in so furchtbare Gegenden zu wagen! Wir fürchten bloß, daß in solchen Hüllen und bei bedeckten Gesichtern die Trassierungsarbeiten etwas leiden werden und auf diese Weise nur die Zahl mißglückter Eisenbahntassierungen, an denen wir ziemlich reich sind, noch um eine vermehrt wird. Also mit Schwertern und Klinten soll den Skorpionen und furchtbaren Schlangen zu Leibe gegangen werden, ja sogar sollen, da unsere „Helden“ es offenbar noch nicht genügend loshaben, mit diesen gräßlichen

Tieren auf die Mensur zu treten, „Spezial-Jäger“, gegen sie losgelassen werden. Das hätten sich, weiß der Himmel, sparsame Dorfscharlatane, die „Dshunkow“ (Schlangenbeschwörer), nicht träumen lassen, daß sie durch die Gnade des Herrn Dshunkowski (resp. des braven Reporters) zu „Spezial-Jägern“ avancieren würden. Und es muß offenbar ein ganz besonders geriebener aus dieser Kunst gewesen sein, der diesen Floh (pardon! diese Idee) dem braven Ingenieur ins Ohr gesetzt hat, um sich doch auch ein bißchen am Kronsfuerchen zu wärmen. Denn — natürlich muß die ganze Ausrüstung mit Lederkleidern, Hieb- und Feuerwaffen, sowie „Spezial-Jägern“, auf Kronskosten geschehen, anders versteht es der betreffende Reporter doch wohl nicht! Aber Scherz bei Seite! Es ist stark, wenn einem sogar in unserer offiziellen Zeitung, dem „Kawkas“, welche doch ernst genommen sein will, solche tatarischen Ammenmärchen aufgetischt werden, wie man sie übergenug von der Eingeborenenbevölkerung zu hören bekommt. Ganz ernstlich wird ruhig die famose Idee der „Kleider aus allerstärkstem Leder“ usw. nachgesehen! Besser täten doch solche weise Herren, sie nähmen, falls sie solche furchtbare Angst vor Schlangenbissen haben (Notabene: eine Schlange „beißt“ mit ihren Giftzähnen, „sticht“ aber nicht mit ihrer weichen Zunge!), eine Pravaz'sche Spritze, eine 10% Lösung von Kalium hypermanganicum, etwas Jodoform und Verbandzeug mit; das andere Gegengift, was noch dazu gehört, nämlich Kognak und Schnaps in großen Quantitäten, wird sich schon leicht dazu finden! An Stelle der vielen Waffen aber genügt ein Stock, denn die bewußte Giftschlange, von der hier nur die Rede sein kann, die „Gürsa“ oder Euphratviper (*Vipera lebetina*), welche in einem Teil von Transkaukasien angetroffen wird, von der es aber hier keineswegs „wimmelt“, ist durch einen leichten Stockschlag schon kampfunfähig zu machen. Vom Skorpion wollen wir gar nicht reden, am fraglichen Ort kommt wohl eine Art desselben (*Buthus eupeus*) vor, dessen Stich aber nur leichte Reizerscheinungen hervorruft.

Die Euphratviper also — tatarisch „Gürsa“ — ist allerdings eine respektable Giftschlange, aber sie ist ziemlich phlegmatisch und schwerfällig, vor allem aber hat sie niemals die Angewohnheit gehabt, sich auf jemand zu „werfen“. Sollte jedoch jemand von ihr gebissen werden, so stirbt es sich doch nicht so schnell, wie der brave Reporter mittelst, sondern man hat durchaus Zeit, zur Behandlung zu schreiten. Ist nichts weiteres vorhanden, so binde man (wenn dies der Fall ist) das gebissene Glied oberhalb der Bistelle leicht ab und mache einen ziemlich kräftigen Querschnitt mit einem scharfen Messer über die gebissene Stelle, besonders über die Zahnspuren. Die erfolgende Blutung wird viel vom Gift entfernen. Dann aber Verband und möglichst viel spirituose Getränke! Besser ist nun allerdings das vorhin erwähnte Instrumentarium. Man fällt die Pravaz-Spritze mit der übermangan-sauren Kaliumlösung und spritzt in jede der beiden Zahnwunden eine ganze Spritze voll, wobei man die Nadel der Spritze in die Zahnwunden ungefähr 1—2 Zentimeter hineinstecken muß. Dann bestreue man die Wunden mit Jodoform und lege einen Verband an. Auch in diesem Falle lasse man den Gebissenen große Mengen von Schnaps oder Kognak trinken! — Bei gebissenem Vieh oder bei Pferden versuche man die Zahnwunden auszubrennen, etwa durch einen glühenden, mittelgroßen Nagel. Auch in diesem Falle unterstützt das Abbinden des Gliedes oberhalb der Bistelle die Behandlung.



Ein Ansturm aber ist es zu behaupten, daß ein Pferd nach dem Biß nur ein paar Faden weiter laufen kann. Verfasser dieses, der vor kurzem auch in jenen „berühmten“ Gegenden weilte, ohne aber Schlangen „wimmeln“ zu sehen, welche er gerade gern erlangen wollte, weiß von einem genau beobachteten Fall, wobei das Pferd eines Polizisten von einer „Wurfa“ gebissen wurde. Obgleich gar keine Behandlung erfolgte und das Pferd in scharfer Gangart weiter geritten wurde, verreckte es erst nach drei Stunden.

Liest man solche Hirngespinnste, wie die obenerwähnten, so kann man nur innig bedauern, daß einerseits für die naturwissenschaftliche Forschung dieses interessanten Gebiets so wenig Mittel zur Verfügung stehen, und andererseits die naturwissenschaftliche Bildung selbst der intelligentesten Leute so sehr gering ist, daß sogar die Redakteure des „Kaukas“ Fabeln von der Wirklichkeit nicht unterscheiden können. S.

Bekanntlich ist Finnland, das Land der demokratischsten Wahlordnung in Europa, auch das Land der Koedukation. Professor Rein in Jena hat das im „Tag“ vom 28. Mai wieder einmal hervorgehoben und gibt zugleich einen Überblick der Lage des gemeinsamen Unterrichts. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es das herrschende System. In Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, Holland und in der Schweiz besteht der gemeinsame Unterricht schon lange Zeit und ist geschätzt. Von Deutschland meinte man zwar bisher meistens, daß diese Art der Erziehung, als Neuerung, überwiegend ablehnend behandelt werde. Das ist aber, wie Professor Rein sagt, irrtümlich. Die gemeinsame Schule besteht in Deutschland in allen Landeschulen, ist nicht selten in den Übungsschulen der Lehrerseminare, in städtischen gemischten Volks- und Bürgerschulen, namentlich da, wo ein einflußreicher Schulmann prinzipiell für sie eingetreten ist. Neuerdings werden in den Städten neben den getrennten Schulen gemischte Parallellklassen vielfach eingerichtet. Baden, Württemberg, Hessen, Meiningen und Elsaß-Lothringen haben die höheren Knabenschulen den Mädchen geöffnet. In allen deutschen Universitäten hören Studenten und Studentinnen jetzt nebeneinander. Im Großherzogtum Oldenburg aber, wo in mancher Hinsicht ein naturfrohes eigenartiges Leben herrscht, bestehen Realschulen, die Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichten, wie Professor Rein feststellt, seit 60 Jahren. Man beschritt dort diesen Weg, als im skandinavischen Norden, in Finnland jedenfalls, die Sache noch unerprobt war. Und niemand, sagt Professor Rein, denkt in Oldenburg, weder Behörde noch Lehrer, daran, den gemeinsamen Unterricht abzuschaffen. Professor Rein, der mit Zug vor jedem gewaltsamen, oder gar zwangsweisen Übergehen zu dieser naturgemäßen Erziehungsmethode in den Schulen warnt, sagt von der Koedukation: „Sie bedeutet eine sorgfältige Entwicklung der Eigenart beider Geschlechter in ihren guten Tugenden und Zurückdrängung der weniger lobenswerten Eigenschaften; eine Form der Schulerziehung, die als eine wertvolle Bereicherung unseres gesamten Schulwesens angesehen werden muß.“ („Nig. Blg.“)

## Literatur und Kunst.

### Mein Onkel aus Pommern.

Humoreske von Ernst v. Willdenbruch.

(4. Fortsetzung.)

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parquetplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Hebel-

ständen gesellte sich ein neuer unvermutheter Feind, der Humorsalatz begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige, missvolle Rolle zu spielen. — Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Ouverture, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!“ — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Humorsalatz — ich bin vergiftet.“ Mir wurde unbebaglich, der Vorhang hob sich, und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kam bei solchem Mißstimm lachen,“ sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt.“ „Pst, pst,“ ging es rings um uns her. Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Szene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parquets in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu flüstern schien, die Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen.“ Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zu Mute, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde. — Mein Oheim saß mit der Ruhe eines ägyptischen Kolosses — das Stück ging weiter. — Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unserer Sitzreihe stand ein junger Mann, der offenbar zu spät gekommen war, und nicht mehr hinein gekommen hatte. Er trug einen schwarzen Frack und weiße Kravatte, rechnete daher, nach der Tage meines Onkels, zur dienenden Menschenhälfte, vielleicht zu den Logenschließern. „Pst, Sie da!“ flüsterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwischensitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!“ flüsterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife gleich — der junge Mann drehte sich nach ihm herum. — „Besorgen Sie mir eine Droschke aber schnell!“ radaunte mein Oheim. — Der junge Mann faltete die Stirn, drehte sich wieder um, und tat, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von sich, wie eine zischende Teemaschine. — „Solch' ein Kerl!“ murmelte er, „wozu solch ein Kerl nur da ist?“ Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob sich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Hebelkäfers. — „Bleiben Sie sitzen!“ schallte hinter uns eine vor Entzückung vibrierende Stimme — mein Onkel sant zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pst!“ — so regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel saß wie der Moses von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufspringen bereit, und fixirte den Unglücklichen im Frack mit schredlichen Blicken.

Endlich sank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hüneraugen stampfte mein Oheim durch die Sitzreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Mann im ominösen Kleide los. Nichts Böses ahnend stand der Letztere und klatschte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpommern ihn von der Platte wie ein Widerschiff annahm. „Ach was bravo,“ donnerte er, „was haben Sie hier bravo zu schreien? Warum tun Sie nicht, was man Ihnen sagt?“ Der Familie

bende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel sah. „Wozu sind Sie Logenschließer?“ fuhr er fort, indem er sich mitten in den Gang stellte, so daß Niemand vor- und zurückkam, „um Droschken zu holen, wenn Gäste es Ihnen bestellen, oder um hier zu stehen und Claque zu machen!“

Der so plötzlich zum Logenschließer avancierte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu sich kommen: „Ich, ein Logenschließer?“ stammelte er. — „Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier, und außerdem verperren Sie den Weg!“ erkünte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremse gestoßen, drehte letzterer sich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?“ schnauzte er. — „Ich bin der Theaterdirektor,“ erwiderte der Herr, „und ersuche Sie, den Gang frei zu machen.“ — „Zauberes Theater, das muß ich sagen,“ brauste mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuf schlagen begann, „sauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Logenschließer als Claqueurs dienen!“ Der Direktor wurde ganz rot vor Zorn: „Besorgen Sie dem Herrn seine Garderobe,“ wandte er sich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlassen Sie, bitte sofort mein Theater,“ sagte er zu meinem Onkel. Die Energie des Direktors schien meinem Oheim zu imponieren, er brummte nur mäßig laut von „schustiger Uebervorteilung, skandalöser Behandlung ausländischer Menschen“ vor sich hin und bestrafte den Garderobier für die Tatkraft seines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte. Wir wurden also regelrecht hinausgeworfen, wie ein begossener Fudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang und ging gesenkten Hauptes hinter dem Schrecklichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menschen, als das Theater fassen konnte, standen in doppelter Reihe bis an das äußerste Thor und ließen uns zwischen ihren höhnischen Blicken und Worten Spießruten laufen.

(Schluß folgt.)

## Reise-Gindrücke.

Für die „Kant. Post“ geschrieben von S. W.

(4. Fortsetzung.)

Einige Tage schon hatte unser Dragoman uns von einer „verbrannten Säule“ erzählt, die wir noch nicht gesehen. Nachdem ich im Bädeler nachgesehen, stellte es sich heraus, daß sie „verbrannte Säule“ heißt. Unser Dragoman aber mit seinem gebrochenen Deutsch blieb bei seiner Benennung trotz unseres Protestes. Dieselbe stellt eine etwa 60 Arsch. hohe, jetzt mit eisernem Reifen zusammengehaltene Porphyrsäule vor, deren Sockel unmanert wurde, um sie vor dem Einstürzen zu bewahren. Einst soll sie 75 Arsch. hoch gewesen, aber anlässlich eines in der Nähe stattgehaltenen Brandes zur Hälfte eingestürzt sein, während die andere Hälfte stark beschädigt wurde. Sie soll durch Konstantin den Großen von Rom nach dem damaligen Byzanz gebracht worden sein und unter ihr das trojanische Palladium \*) vergraben liegen.

Konstantinopel leidet an großem Wassermangel, da fließendes Wasser fehlt; gutes Trinkwasser ist teuer. Das Wasser wird weit hergeführt aus großen sog. Bend's. Dieses sind riesige Talsperren, die das Regen- und Quellwasser aufspeichern

und je nach Bedarf durch lange, offene Leitungen nach Konstantinopel führen. Diese offenen Leitungen machten große Mühe, dürfte notwendig, welche die Täler überbrücken. Jedenfalls zwang der Mangel druckfester Röhren die Leute zu dieser Art Leitung. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Wasser, welches längere Zeit in den Bend's steht, nicht gerade sehr rein und frisch ist. Gegenwärtig jedoch soll eine französische Gesellschaft einen Stadtteil, ich glaube Pera, mit Grundwasser vermittlekts regelrechter Wasserleitung versorgen. In den übrigen Stadtteilen wird das Wasser aus großen Wasserbehältern, die in der Stadt sehr reichlich vorhanden sind und aus den Bend's gespeist werden, von Wasserträgern in Schläuchen und Fäßchen ausgetragen. Diese Wasserbehälter sind fast alle sehr hübsch gebaut, mit orientalischer, greller Verzierung und schmücken als solche die Stadt außerordentlich. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend werden sie von den Wasserträgern förmlich belagert!

Die jämmerliche Art der Wasserversorgung und die Abwesenheit eines Wasserleitungsnetzes in den meisten Straßen und Häusern hat außer anderem großen Nachteil zur Folge, daß Feuersbrünste überaus häufig sind, riesige Feuerbänke, von denen Konstantinopel nur zu häufig heimgesucht werden soll und die ganze Viertel vernichten. Die überaus große Anzahl Holzhäuser bilden ein nur zu geeignetes Material dazu. Und so sieht man denn täglich mehrere Male die Feuerwehr vorüber jagen. Aber was für eine! — das wahre Herrbild einer richtigen Feuerwehr! Der hohe Galata-Turm dient als Auslug. Sobald nun von hier Feuer gemeldet wird, rennt ein Läufer (mit besonderem Abzeichen) nach der Feuerstelle, um sich zu orientieren, was in den schmalen, krummen Gassen nicht ganz leicht ist und läuft dann wieder zurück, um als Wegweiser zu dienen. Indessen hat sich die Feuerwehr bereit gemacht und rückt aus. Jede Pumpe, bzw. Feuerspritze, ist auf zwei langen Stangen montiert und wird von acht und mehr Feuerwehrleuten auf den Schultern getragen. Die Feuerwehrleute sind barfuß und nur ganz leicht, mit kurzen Hosen, bekleidet. Um rascher vorwärts zu kommen, setzen sie sich in Trab, was aber seine Schwierigkeiten hat, da es mit gleichen Füßen geschehen muß. Ist die Mannschaft endlich in Trab gekommen, so geben sie sich Mühe, recht weite Sprünge zu machen, um noch rascher vorwärts zu kommen, was ungemein drollig aussieht. Voraus laufen 4—5 ebenso leicht gekleidete, mit großen Stöcken bewaffnete Vorkäufer und schreien auf's jämmerlichste, um dadurch der Feuerwehr den Weg zu bahnen. Kommt trotzdem einer der Träger aus dem Takt, so dauert es wieder eine ganze Weile, bis sie sich ordnungsmäßig weiterbewegen können. An Ort und Stelle angelangt, meint man nun, müsse sich die Feuerwehr sofort auf das Feuer werfen — weit gefehlt! Nun beginnt mit dem Hauseigentümer ein Handeln um das Entgelt für das Löschen des Feuers. Angesichts seines brennenden Hauses ist natürlich jeder Eigentümer nachgiebig genug gestimmt, aber es soll vorkommen, daß einzelne, die die geforderte Summe nicht haben, nicht handelsteins werden mit der Feuerwehr, und dieselbe zieht dann wieder los, oder es wird so lange gehandelt, bis das nächste Haus auch brennt usw. Ist man endlich handteins und die Summe vom Eigentümer bezahlt worden, dann (aber erst dann) rennen die Wasserleute nach Wasser, um nach einiger Zeit mit dem Löschen anzufangen. Es klingt ganz mär-

\*) Bild der Pallas, schützendes Heiligtum.

henhaft oder doch wenigstens mittelalterlich, wenn man diesen Vorgang schildern hört; jedoch wurde es mir mehrfach bestätigt. Außer dieser Berufsfeuerwehr existiert noch eine freiwillige Feuerwehr, die aber ganz dasselbe Gebahren zeigen soll. Das Schlimmste an der Sache ist der allgemeine Diebstahl, der jedes Feuer begleitet, so daß manchmal mehr gestohlen als vom Feuer vernichtet wird.

Etwas, was in keiner anderen Stadt anzutreffen ist, sind die großen Rudel Straßenhunde, die in Konstantinopel überall anzutreffen sind. Kleine, struppige Köter, die mehr einem Schakal ähnlich sehen als einem Hund, die aber für Konstantinopel von großem Nutzen sind, da sie die Straßen, die fast nie oder nur auf besonderen Befehl gereinigt werden, von allen Abfällen, die meist auf die Straße geworfen werden, säubern; sie bilden sozusagen die Sanitätspolizei Konstantinopels. Wie uns versichert wurde, hat jede Hunde-Gruppe ihr bestimmtes Revier, dessen Straßen sie bewohnt und worin sie keine Eindringlinge duldet; kommt ein solcher doch, so wird er mit großem Gebell und, wenn das nicht hilft, mit Bissen verjagt. Den Passanten belästigen diese Hunde nur insofern, als sie ihn im Wege stehen oder liegen und er gezwungen ist, um sie herum zu gehen; widerlich sind die vielen verwundeten und räudigen Tiere unter ihnen anzusehen. Wird in der Nacht durch die Wächter, die in den Straßen auf und ab gehen, Feuerlärm geschlagen, so stimmen auch die Hunde ein jämmerliches Geheul an, ja sie sollen sogar manchmal ein Feuer eher als die Wächter bemerken und durch ihr Geheul anzeigen.

Eines Freitags, am Nachmittage punkt zwei Uhr, waren wir im Kloster (Tekke) der tanzenben Derwische (es existieren deren zwei in K.). Ein kapellenartiger runder Kuppelbau, der längs, der Mauer eine Säulenreihe aufweist, die eine Empore trägt, welche für Zuschauer bestimmt ist, während der freie untere Raum in der Mitte den Andachtsübungen der Derwische dient, die nur jeden Freitag stattfinden. Außer uns waren schon eine große Anzahl Fremder versammelt; die Empore war vollständig besetzt. Fünfzehn, zwanzig Derwische, barfuß, bekleidet mit faltigen kurzen Kleidern oder Röcken und teils graugelben, teils grünen Ueberwürfen und gleichfarbigen Mützen, kauerten an den Pfeilern auf dem Boden. Eine sehr einförmige Musik ertönte zuerst ganz leise, wie aus weiter Ferne, dann lauter und lauter werdend und bedeutete den Anfang der Zeremonie. Einige Trommeln und Flöten waren die einzigen Instrumente dieser Kapelle. Beim Lauterwerden der Musik erhoben sich die Derwische und teilten sich in zwei Kolonnen, entsprechend der Farbe ihres Ueberwurfes und der Kopfbedeckung. Diese zwei Kolonnen bewegten sich in langsamen, gleichmäßigen Schritten an beiden Seiten den Pfeilern entlang, wobei sie vor dem Scheich, der dem Eingange gegenüber in einer Art Loge auf einem Teppich Platz genommen hatte, auf einander stießen. Die beiden ersten der Kolonne verneigten sich nun tief vor dem Scheich und setzten ihren Rundgang fort, dann kam die zweite etc. etc., ganz ähnlich wie dies bei einer Polonaise ausgeführt wird. Nachdem dieser Rundgang mehrere Male wiederholt worden war, entledigten sich die Derwische ihrer Ueberwürfe und nun ging die Musik in ein schnelleres Tempo über, während die Derwische, indem sie dieselbe Richtung wie vorher einhielten, anfangen, sich langsam zu drehen. Die Röcke, die sie an hatten, breiteten sich dabei radförmig aus, und die Derwische

streckten jetzt ihre Hände in Schulterhöhe von sich nach oben. Die Handfläche der einen Hand nach der Erde, die der andern nach oben gekehrt war. Immer lauter spielte die Musik, immer rascher, und die dem Takt derselben folgenden Derwische drehten sich mit rasender Geschwindigkeit. Schließlich hatte es den Anschein, als hätte man lauter drehende Kreisel vor sich, nicht lebende Menschen. Nachdem sie gänzlich außer Atem waren, hielten die Derwische, einem Zeichen der Musik folgend, an und setzten ihren Rundgang mit den Verbeugungen vor dem Scheich, der nun aufgestanden war und sich auch verbeugte, wieder fort. Nach kurzer Zeit dasselbe Drehen, nur in noch wilderem Tempo. Dieses Spiel wiederholte sich während 1—1½ Stunden fortwährend, bis schließlich mit dem Aufhören der Musik die Derwische gänzlich erschöpft von dem rasenden Drehen und vollständig mit Schweiß bedeckt mehr zu Boden stießen als sich setzten. Gewiß eine sonderbare Art der Gottesverehrung. Die Güte und Macht Allah's zu verkünden und ihre eigene Nichtigkeit darzustellen, soll der Zweck der ganzen Zeremonie sein.—Von unserer eigenen Nichtigkeit schon vollständig durchdrungen, verzichteten wir darauf, noch einem anderen, ähnlichen Schauspiel, dem der sog. heulenden Derwische beizuwohnen, die außer Füßen und Händen noch ihre Gurgel in recht lauter Weise in Bewegung setzen sollen, um so eine noch eigenartigere Verherrlichung Allah's ins Werk zu setzen. Wir hatten genug davon. Selbst mein Reiseselbste, der sonst mit echter deutscher Gründlichkeit alle historisch denkwürdigen Stellen, auch wenn nichts mehr darauf zu sehen war, zu besuchen liebte, wobei ich schließlich nicht mehr mitging, sondern ihn allein seiner Leidenschaft fröhnen ließ, hatte vollkommen genug von dieser Art Schauspiel. Freilich war es nichts historisch-denkwürdiges. (Fortsetzung folgt.)

#### Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

**Aufgeboten** zum 3. Mal: Der Schlosser Hermann Schmid aus Elisabeththal mit Wilhelmine Köster aus Marienfeld; zum 3. Mal: Der Drechsler August Karma mit Anna Pernig; zum 3. Mal: Der Soldat Heinrich Rausberg mit Maria Martinson; zum 2. und 3. Mal: Der Mechaniker Richard Eduard Bartho mit Barbara Strobel, beide in Batum wohnhaft; zum 1. Mal: Der Wittber Georgij Zowianoff, armen.-grigor, mit der Witwe Agnes Hepper, geb. Pilag; zum 1. Mal: Der Mechaniker August Botesch mit Ida Kurz aus Kestow a/D.

**Getauft:** Emma Gab.

#### Puſtſige Geſt.

— **Für im Kopfrechnen.**—„Wenn“, sagte der Lehrer, „sich A. bei einem zwanzig-Weilen-Marsch mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen die Stunde auf den Weg macht, und B. eine Stunde später abmarschirt, aber fünf Meilen in der Stunde geht, an welchem Punkte ihres Marsches werden sie sich treffen?“—„Im ersten Wirtshause“, antwortete der kluge Schüler.

— **Auch ein Nachwächter.**—Direktor: „Und insofern welcher Fähigkeit glauben Sie besonders für den Posten des Nachwachtmannes geeignet zu sein?“—Bewerber: „Nun, Herr, zunächst mal mache ich bei dem geringsten Geräusche auf.“

— **Pariert.** „Von euch Weibern stammen doch alle Uebel!“ „Ja, sogar die Männer stammen von uns!“

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutzichenbach.

## Verkauft

wird eine Wirtschaft in der neuen Kolonie bei Aftafa. Preis 1200 Rbl. Zahlungsfrist bis Ende Oktober. Hr. Вальберг, Екатериновфельд, Тифлисской губ. 3-2

## Wegen Geschäftsaufgabe

wohlfeiler Ausverkauf von Pflügen, Eggen, Messerwaren, Weintrauben-Pressen und Mühlen. 3-2

Das Nähere im Kontor Georg Staedel, Desimonow Platz Nr. 12.

Die Zeitschrift

## „PETROLEUM“

Herausgeber Dr. Paul Schwarz, ist am 1. Juli 1907 in den Besitz des neu gegründeten „Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.“, Berlin W. 15, Wilmannsstr. 108, übergegangen. 1-1

## Ein Obst- und Weingarten

mit Bewässerung, 10 Dessj., in der Nähe einer Eisenbahnstation 8 Werst von Tiflis, ist unter günstigen Bedingungen zu verpachten oder zu verkaufen. Zu erfragen: Tiflis, Melikow- (früher Katholische) Straße Nr. 7 bei Katevinärarzt Melikow. 3-1

Die im Jahre 1871 gegründete

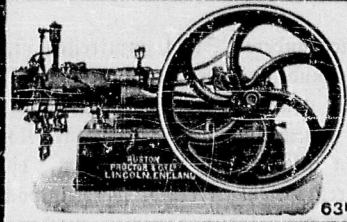
## Karl Grözinger'sche

Wagenbauerei & Equipagen-Zubehör-Handlung

liefert: Phaetons, Groß- und Lastwagen, Omnibusse, Zweirad- und Wasserfarren usw., auch Gummireifen, Patentachsen, Wagen- und Möbelfedern, Bandagen, Lederver, ausländisches und russisches Fabrikat, Sattlerriemen, Beschläge, Wagenlaternen, überhaupt sämtliche einschlägige Bedarfsartikel.

10-7 Eduard Grözinger, Tiflis, Sandstraße Nr. 60, eig. H

# STUCKEN & K



# Baku

## Grosses Lager von

- Petroleum-Motoren „RUSTON“.
- Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
- Dreschmaschinen, Locomobilen,
- Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,
- Bewässerungspumpen,
- Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
- Oel-, Heu- & Baumwollpressen,
- Mühlen, Sägemühlen,
- Reis-Reinigungs-Maschinen

„ENGELBERG“.

Vertreter für Transkaskasien T. Goldstein, Tiflis, Gifabestrasse, 1. 52-28

САМОЕ  
ЛУЧШЕЕ  
ИЗЪ ВСѢХЪ  
ВИНЪ  
УКРАИНАНСКІЕ  
ПРОДАВАЮЩІЕ  
ЗДОРОВЬЕ

СЕНЪ  
РАФАЭЛЬ

ВЕСЬМА ПОЛЕЗНО.  
ДЛЯ МАЛОКРОВНЫХЪ  
И ВЫЗДОРОВЛЕНАЮЩИХЪ  
ЛУЧШИИ ДРУГЪ ЖЕЛУДКА  
КТО ЖЕЛАЕТЪ УКРѢПИТЬ  
ЗДОРОВЬЕ БЫТЬ  
БОДРЫМЪ И СИЛЬНЫМЪ  
ПУСТЬ ПЬЕТЪ ВИНО  
С. РАФАЭЛЬ  
ПРЕВОСХОДНО НА ВКУСЪ  
COMPAGNIE DU VIN SAINT.  
RAPHAEL VALENCE

10-5  
67895



## A. W. TEXTER

Jekaterinodar, Kuban Gebiet.  
GROSSES LAGER

landwirtschaftlicher Maschinen

und GERÄTE, Pumpen, Spritzen,  
Müllerei- und technischer Artikel,  
Schlosser und Schmiede-Instru-  
mente, etc. etc.

Stets grosser Vorrat von Milch-  
zentrifugen und Metallbuttermas-  
chinen der anerkannt besten Fab-  
rik „PERFECT“.

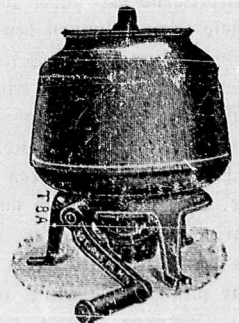
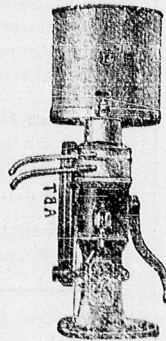
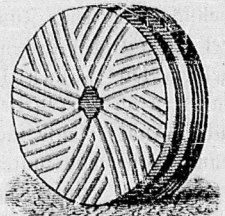
Preise der Zentrifugen:

№ 00 Rbl. 55.— № 1 Rbl 70.—  
№ 0 „ 60.— № 2 „ 75.—

Preise der Buttermaschinen:

№ 0 1/2 Wedro Rbl 15.—  
№ 1 1 „ „ 21.60  
№ 2 1 1/2 „ „ 27.—

Illustrierte Preislisten werden  
franko zugesandt.



00-7